

A 985 II

~~me~~







# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

---

Herausgeber: Gauverlag NS-Schlesien, G. m. b. H.

Schriftleiter: Waldemar Glafer, Breslau

---

## 12. Jahrgang

---



1935  
1934.996

---

Gauverlag NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz

Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4



# I n h a l t s - V e r z e i c h n i s

Literatur:	Seite
Appel, Walter: Aus einem Buchmanuskript „Brücke zum Leben“ . . . . .	85
Arends, Werner: Der Sterngucker . . . . .	91
Vertram, F.: Wu kee Kläger is, is o kee Richter . . . . .	477
Bleisch, Ernst, Günther: Weißer Wald. Gedicht . . . . .	94
— Aus einem Sommer. Gedicht . . . . .	306
— Deutsche Landschaft. Gedicht . . . . .	381
Bousslet, Hermann: Winterleben in den schlesischen Bergen . . . . .	498
Buchbesprechungen: 41 102 152 178 180 230 260 316 423 448 488 . . . . .	542
Cecotta Vladimir: Arbeit singen die Maschinen. Gedicht . . . . .	470
Close, E., P.: Der Weiberhof . . . . .	202
Demme, Gaston: Der „Eremit“ mit Hindernissen . . . . .	480
Droop Johanna: Gott. Gedicht . . . . .	497
Elsel-Hartau, Friedrich: Der Weg. Gedicht . . . . .	449
— Erde. Gedicht . . . . .	211
Emmerling, Erich: Zwei neue Geschichten vom Alten Fritz . . . . .	408
Flemming, Kurt: Für dieses Jahr. Gedicht . . . . .	1
Funk, Erich, Otto: Im Takte der Hämmer. Gedicht . . . . .	190
— Dem toten Arbeitskameraden. Gedicht . . . . .	194
— Von vielerlei Dienst. Gedicht . . . . .	211
— Die Straßen des Friedens. Gedicht . . . . .	227
— Sommertag im Steinbruch. Gedicht . . . . .	377
Fischer, Bernhard: Isergebirgswinter . . . . .	93
Gewecke, Friede: Schlesische Frauendichtung der Gegenwart (2. Folge) . . . . .	7
— Alte Heimat . . . . .	269
Gaupp, Hermann: Reisesied. Gedicht . . . . .	118
— Geliebtes Tal. Gedicht . . . . .	233
Gottschalk, Hans: Schöpfung. Gedicht . . . . .	247
Hein, Benno: Erene . . . . .	88
Hein, Alfred: Der Tod von Ypern . . . . .	307
— Fliegernovelle um eine Kriegsweihnacht . . . . .	510
Herzberg, Eva: Vielleicht. Gedicht . . . . .	479
v. Hoerner-Heinze, Suse: Mädels im Kriegsdienst . . . . .	482
Hora, Leonhard: Sei stolz. Gedicht . . . . .	76
— Horst Wessel zum Gedächtnis. Gedicht . . . . .	95
— Der Tag steigt herauf. Gedicht . . . . .	362
Jahr, Arthur: Verlorene Heimat . . . . .	267
Janke, Erich: Vom schlesischen Wein. Gedicht . . . . .	476
Jordan, Günther: Schicksal. Gedicht . . . . .	167
— Ein Tag geht zu Ende. Gedicht . . . . .	509

	Seite
Rappler, Hanns: Soldat hinterm Pflug . . . . .	472
Rinner, Ernst: Mutter. Gedicht . . . . .	82
— Geburt. Gedicht . . . . .	82
— Einsame Kiefer. Gedicht . . . . .	419
— Tropfen. Gedicht . . . . .	430
Riefer=Steffe, M.: Zu den Stillen. Gedicht . . . . .	521
Rirhuer, Alexander: Der Breslauer Schneiderkrieg (1793) . . . . .	265
Rlings, Karl: Der Summer sterbt. Gedicht . . . . .	403
Rnoblich, Arthur: Erde der Heimat. Gedicht . . . . .	271
Kramp, Will: Frühe. Gedicht . . . . .	92
Krebs, Anna: Vater Vinner . . . . .	207
Kretschmer, Dora, Lotki: Liebe kleine Stadt. Gedicht . . . . .	157
— Bergfrühling. Gedicht . . . . .	206
Koch, Rudolf: Herbst. Gedicht . . . . .	485
Koch, Margarete: Vollendung. Gedicht . . . . .	481
Lüderik, Hermann: Der große Sinn . . . . .	413
Majunke=Lange: Weihnacht auf Station 6 . . . . .	534
Marschall, Eberhard: Die Lanen. Gedicht . . . . .	471
Mandel, Paul: Das zweite Ich . . . . .	475
Mayer=Knoop, Anny: Die Legende vom Nadelwald . . . . .	394
— Lied vom Leben. Gedicht . . . . .	398
Muschalla, Erich: Eine Rechtfertigung für Goethe . . . . .	294
Pagué, Kurt: Von Esba bis Waterloo (Hördrama) . . . . .	62
Rausch, Oskar: Nordische Nacht. Gedicht . . . . .	515
Reichelt, Johannes: Erinnerungen an Carl Hauptmann, den Dichter und Menschen . . . . .	234
Rischka, Gerhard, Ewald: Land an der Saar. Gedicht . . . . .	49
— Rinne, Regen. Gedicht . . . . .	90
— Es hat in einer Frühlingsnacht. Gedicht . . . . .	163
Rosner, Erwin: Die große Stille. Gedicht . . . . .	24
Schüler, Gustav: Tat. Gedicht . . . . .	67
Schwarz, Herbert: Werktag. Gedicht . . . . .	185
— Höher hinauf. Gedicht . . . . .	253
Schwarz, Wolfgang: Unterm Kreuz. Gedicht . . . . .	72
Seeger=Schlerk, Gerhard: In fremdem Land. Gedicht . . . . .	293
Stein, O., Th.: Ein Turm löst Schuldhaft . . . . .	297
Swars, Ewald: Mondnacht. Gedicht . . . . .	485
Tesmer, Erich: Fahne. Gedicht . . . . .	471
Thiel, Hermann, O.: Alte Frau. Gedicht . . . . .	509
Weymar=Hey, Gertrud: Leben. Gedicht . . . . .	474
Worbs, Erich: Der große Brand (1525) . . . . .	466

#### Kunst und Kunstgewerbe:

Appel, Walter: Der Maler Otto Heinsius . . . . .	5
Becker, Marie-Louise: Meine Erinnerungen an Robert Cogho . . . . .	219
Beyßell, Hans, ein schlesischer Handwerker und Künstler . . . . .	283
Vousslet, Hermann: Otto-Müller=Gedächtnis zum 60. Geburtstag . . . . .	47
Die Ausstellung „Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts in Schlesien“ . . . . .	487
Flam, Cosmus: Johannes Grüger, ein schlesischer Künstler im Aufgange . . . . .	158

	Seite
Frißche, Heinz-Rudolf: Richard Weß . . . . .	164
Grundke, R.: Menschen vor Möbeln . . . . .	436
Haertel, Sigfried, Prof.: Die 2. Schlesiſche Kunſtausſtellung . . . . .	435
Heß, Ludwig, Prof.: Arbeitskreis für volksgemeinſchaftliche und Hausmuſik . . . . .	440
Kappler Hanns: Leben und Schaffen bildender Künſtler in der Oberlauſitz . . . . .	456
Krügel, Paul, Prof. Dr.: Verſchollene Gemälde Dürers ans ſchleſiſchem Beſitz . . . . .	404
Meyer, Hans: Zur Breslauer Konzertgeſchichte . . . . .	50
Raphael-Schall-Ausſtellung im Schleiſiſchen Muſeum der bildenden Künſte . . . . .	176
Roediger, Dr.: Gebhard Ufinger . . . . .	68
Rückblick auf die Schleiſiſche Kunſtausſtellung . . . . .	486
Schmidt, Eva, Dr.: Ausſtellung im Schleiſiſchen Muſeum der bildenden Künſte in Breslau . . . . .	77
Schreck, Alfred: Hans Brochenberger, ein ſchleiſiſcher Holzbildhauer . . . . .	506
Urban, Herbert: Zwei ſchleiſiſche Komponiſten werden in Berlin angeführt . . . . .	538
Wienicke, Arnold, Dr.: Michael Willmann . . . . .	19
— Adolf von Menzel . . . . .	73
Wiedermann, Friß: Die Kunſt in Böhmen und Schleiſien . . . . .	129
v. Wieſe, Elſe: Nordiſche Trachten, Schmuck und Gebräuche unſerer Vor- fahren, im neuen ſtaatlichen Muſeum für Völkerkunde im Schloß Bellevue, Berlin . . . . .	540

#### Volkstum:

Boehlich, Erſt, Dr.: Lauſitzer Volkstum im Spiegel der Volkskunde . . . . .	450
Grieger, Friedrich: Chriſtian Gottlieb Stoekel, ein ſchleiſiſcher Rokoko- Dichter . . . . .	522
Kaſer, Hans, Dr.: Das Auslandschleſiertum . . . . .	109
Kuder, Manfred: Der Anteil der Schleiſier am deutſch-braſilianischen Schrifttum . . . . .	115
Runick, Guſtav: Die Kiefernheide und ihre Menſchen . . . . .	387
Majunke-Lange: Der Streit um die höchſte Ehr . . . . .	301
Muſchalla, Erich: Roppen-Poeſie (Aus alten Schneekoppen-Fremdenbüchern) . . . . .	2
Rumpf, Walter, Dr.: Dichtung und Landſchaft . . . . .	382
Vogt, Norbert: Die Geburt in Glauben, Gebräuchen und Sitten in Schleiſien . . . . .	83
Wienicke, Arnold, Dr.: Wilhelm v. Humboldt . . . . .	168
— Ein Rübezahlerzähler. Karl Auguſt Muſäus zum Gedächtnis . . . . .	146

#### Heimatkunde:

Groeger, Alfred, Karl: Alt Breslau inſeriert . . . . .	79
Heiſinger, Hilde: Kleine Kulturgeſchichte der Weihnachtsbäckerei . . . . .	500
Meißel, W.: Oſtgrenzland an der Bartſch . . . . .	378
Ouvrier, Hermann: Die Verbreitung der mittelalterlichen Kirchenheiligen in Schleiſien und ihre Beziehungen zu Brauchtum und Siedlungsgelchichte . . . . .	399
Schade, Friß: Entwicklung und Bedeutung der Handwerkerſchule Breslau . . . . .	150
Scharf, Georg, Dr.: Die Jagdhaus-Sage in Alt Reichenau, Kr. Waldenburg . . . . .	224
Schulz, Dr.: Ein Fluß ſchafft ſich ein neues Bett . . . . .	416
Schulz-Schönberg, Dr.: Die Entwicklung des Rechts in der Oberlauſitz ſeit der deutſchen Wiederbeſiedlung um 1200 . . . . .	460
Wiedermann, Friß: Schleiſiens älteſter Waſſerturm . . . . .	418

Kultur und Bewegung:	Seite
Boehlich, Ernst, Dr.: Die Sehnsucht nach dem Sünden . . . . .	132
Der Kampf geht weiter . . . . .	229
Frißsche, Heinz, Rudolf: Grundlagen und Gegenwartsaufgaben der Jugend- musikpflege . . . . .	52
— Der Weg zur neuen deutschen Tanzmusik . . . . .	527
Glaser, Waldemar: Von Not und Lebenskraft junger schöpferischer Menschen	252
Gofferje, Karl, Dr.: Volkstumsarbeit — Volksbildungsarbeit . . . . .	431
Kramp, Will: Was erwartet die junge Generation von Sprache und Dichtung?	248
Malten, L., Prof. Dr.: Das elfte Jahr (Arbeitsbericht über das Vortragswesen des Universitätsbundes) . . . . .	279
Mielert, Fritz: Gedanken um die junge deutsche Kunst . . . . .	442
NS-Kulturgemeinde . . . . . 38 96 254 420 429	443
NS-Studentenbund und Partei . . . . .	264
Riedel, Helmut: Was wir wollen . . . . .	426
Sappok, Gerhard: Polen von innen gesehen . . . . .	119
Schober, Hans: Faschistische Bewegungen in England . . . . .	28
Utrecht, Dr.: Aufruf an alle! . . . . .	228
Vom Wartburgfest zur Feldherrnhalle . . . . .	548

#### Arbeitertum:

Grieger, Rudolf: Der Bauführer . . . . .	189
Jahr, Arthur: Hoch oben auf dem Mast . . . . .	186
Suchland, Otto: Die Deputatkohle . . . . .	191

#### Bauerntum:

Goede, Gustav Erich: Ein Jahr Reichserbhofgesetz in Schlesien . . . . .	15
Scharf, Georg, Dr.: Bäuerliche Arbeit in Redensarten . . . . .	195

#### Theater:

Theaterberichte . . . . . 40 100 101	256
Pagné, Kurt: Schöpferisch anregende und versagende Dramenkritik . . . . .	34

#### Rundfunk:

Bahlinger, Herbert: Vom individuellen Bildungsfunk zum Gesamterlebnis der Nation . . . . .	345
Buse, Reginald: Vom Verantwortungsgefühl des Rundfunks . . . . .	324
Engler, Herbert, Dr.: Arbeit am Wort . . . . .	338
Gaupp, Hermann: Gruß an die ausländischen Rundfunkhörer . . . . .	172
— Dichtung und Rundfunk . . . . .	335
Glaser, Waldemar: Was will die Hitlerjugend im Rundfunk? . . . . .	357
— Einer beißt sich durch . . . . .	373
Hora, Leonhard: Klingende Wellen . . . . .	331
Kriegler, Hans: Der deutsche Rundfunk . . . . .	321
Mai, Alfred, Dr.: Wo ist die Unterhaltung? . . . . .	98
— Wer sucht Unterhaltung? . . . . .	348
Majunke-Lange: Die Welt ist im Raum . . . . .	363

	Seite
Morawieck, Hanns, Dr.: Der Hörer und die Kunst im Rundfunk . . . . .	340
Roglik, Gerd: Aus der Arbeit des Nebensenders Gleiwitz . . . . .	300
Prade, Ernst: Der Rundfunk im schlesischen Musikleben . . . . .	342
Sadila-Mantau: Funkchriftsteller bei der Arbeit . . . . .	366
Schüler, Gotthard: Hörerwünsche und Programmgestaltung . . . . .	370
Schuch, Herbert: Entstehung und Aufgaben des RDR . . . . .	327
Seidel, Wilhelm: Die neuen Hörspielräume des Reichs senders Breslau . . . . .	355
— Schaltgeheimnisse des Rundfunks . . . . .	365
Urban, Herbert: Musik im Hörspiel — Hörspielmusik . . . . .	173
Weidner, Erich, Dr.: Der Zeitsfunk berichtet . . . . .	353
Wenzel, Fritz, Dr. erzählt von seiner Arbeit am Reichs sender Breslau . . . . .	539

#### Sprüche:

Hein, Alfred: . . . . .	37
v. Humboldt, Wilhelm: . . . . .	170
Tekmer, Erich: . . . . .	95
Wagner, Richard: . . . . .	51

#### Aus dem Kulturleben Schlesiens:

Boehlich, Ernst, Dr.: Die Schlesi schen Provinzialblätter und ihre Begründung vor 150 Jahren . . . . .	516
Drittes Schlesi sches Sängerefest in Breslau vom 21.—23. Juni 1935 . . . . .	314
Eipper, Paul: „Freundschaft mit Tieren“ . . . . .	177
Erster Kameradschaftsabend der bildenden Künstler Schlesi ens . . . . .	229
Glaaser, Waldemar: An alle jungen schlesi schen Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler . . . . .	171
Graetz: Die Görlitzer Ausstellung „Bibel und Kirchenkunst“ . . . . .	21
Rühnemann, Eugen, Prof. Dr.: Zu Ehren schlesi scher Dichtung . . . . .	212
Mitteilungen der Vereine . . . . .	179 310 319 496
Rohrman n, Willibald, Dr.: Die „Moralischen Wochenschriften“ Schlesi ens . . . . .	272
Sommer, P. R.: Musik und Malerei . . . . .	149
Tunk, Dr.: Zur neuen Gestaltung des Breslauer Domraumes . . . . .	25
Wagener, Karl: Was die Schlesi sche Landesbühne leistet . . . . .	438
Will, Günther: Schlesi sches Kunstschaffen . . . . .	142





Schlesische Sternsänger Original-Kohlezeichnung

Bruno Zwiener, Breslau

Schlesische Monatshefte ✠ Hartung 1935

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 1

---

## Inhalt des Januarheftes:

Erich Muschalla: Koppen-Poesie

Walter Appel: Der Maler Otto Heinjuss

Friede Sewecke: Schlesische Frauendichtung der Gegenwart (2. Folge)

Gustav Erich Soede: Ein Jahr Reichserbhofgesetz in Schlessien

Dr. Arnold Wienicke: Michael Willmann

R. Graetz: Die Görliker Ausstellung „Bibel und Kirchenkunst“

Erwin Kosner: Die große Stille / Gedicht

Zur neuen Gestaltung des Breslauer Domraumes

Hans Schober: Faschistische Bewegungen in England

Kurt Paqué: Schöpferisch anregende und versagende Dramenkritik

Alfred Hein: Kleine Anmerkungen

Hermann Bousset: Otto Müller — Gedächtnis zum 60. Geburtstage

NS.-Kulturgemeinde

Schrifttum / Buchbesprechung

---

Die Schlessischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

---

---

12. Jahrgang

Januar 1935

Nummer 1

---

---

Für dieses Jahr, das wieder ſich zur Sonne hebt,  
Schenk, Herr, uns Kraft und Glauben an ihr  
warmes Licht;

Wenn ſchwer Dein Opfer durch die Tage hebt,  
Laß uns verſtehen Dein Geſicht.

Hilf Schmieden uns die ſtarke Front der Stillen,  
Die mit dem Volk und ſeinem Führer geh'n;  
Unbändig werden laß in uns den Willen:  
Wir leben für das deutſche Auferſteh'n!

Kurt Flemming

# Koppen-Poesie

(Aus alten Schneekoppe-Fremdenbüchern)

Von Erich Muschalla

Wer schon einmal die Schneekoppe bestiegen hat, den wird es sehr interessieren, zu erfahren, mit welchen Gefühlen der Bergsteiger vor 200 Jahren die Koppe erklommen hat. Damals war ja das Reisen ins Riesengebirge keineswegs die angenehme Sache, die es heute ist, und wer es unternahm, die Schneekoppe zu besteigen, der galt um die Wende des 17. Jahrhunderts als besonders mutiger Mann, der Tod und Teufel nicht fürchtete. Das Reisen ins Riesengebirge war nämlich auch eine Sache der Tapferkeit, spukte doch dort nach altem Volksglauben der Berggeist Rübezahl oder Riebezahl, und hätte es zu jener Zeit schon einen Riesengebirgsverein gegeben, so wäre Rübezahl von ihm in Acht und Bann getan worden, denn der schreckenerregende Ruf des Berggeistes war es, der viele Touristen davon abhielt, das Riesengebirge zu besuchen.

Zu Ausgang des 17. Jahrhunderts kam ein Kapellenwärter von der Schneekoppe, der gleichzeitig für die Aetzung der Bergsteiger sorgte, auf den Gedanken, ein Fremdenbuch einzurichten, in welches sich die Touristen dann regelmäßig eintrugen. Selbstverständlich wurde zu diesen Eintragungen meistens die Versform gewählt, da der Mensch sich ja bekanntlich bei solchen Gelegenheiten immer gern in poetischer Weise verewigt. Die ältesten Koppenbücher, welche die Jahre 1696 bis 1737 umfassen, wurden späterhin in Hirschberg sogar gedruckt, und diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß die Eintragungen sich erhalten haben und uns noch heute zur Anregung dienen können. Wir sehen daraus, welche Gefühle die Leute beseelt hatten, die vor 200 Jahren das Wagnis unternahmen, den höchsten schlesischen Berg zu besteigen. Gleichzeitig erfahren wir, daß zu jener Zeit der Glaube an den Berggeist Rübezahl schon im Aussterben begriffen war, wenn auch einige der Eintragungen beweisen, daß es um 1700 herum immer noch Leute gab, die Rübezahl für ein lebendiges Wesen hielten, das man nicht in Zorn bringen dürfe.

Einer der Koppenwirte und Kapellenwärter, Gottfried Siegemund Bretter, setzte an den Anfang des Fremdenbuches einige Verse, in welchen er zum Ausdruck brachte, wie er seinen Beruf auffaßte und was er von den Touristen, die sich seiner Hilfe bedienen wollten, erwartete. Da hieß es:

„Ich bin von hoher Hand zum Hüter hier bestellt,  
wem nun die Riesenkopp' zu schauen hier gefällt,  
der melde sich bei mir nur unverzüglich an,  
weil ich darinnen ihm alleine dienen kann,  
doch darf ihn aber nicht ein kleines Trinkgeld dauern,  
denn wenn ich bei ihm bin, wird ihm die Haut nicht schauern.  
Ein jeder greif sich an, er weiß, was er kann geben,

je mehr mir einer gibt, je froher will ich leben,  
und ihm gewogen sein, es muß doch etwas sein,  
es wird ihm Gang und Geld gewißlich nicht gereun.“

Der geschickte Hinweis auf das „Schauern der Haut“ ist ein Appell an die Gebefreudigkeit der Bergsteiger. Der schlaue Roppenwirt tut so, als ob er mit Rübezahl auf gutem Fuße stünde, und sagt deshalb, wer ein gutes Trinkgeld gibt, dem braucht vor dem Berggeist nicht schaudern, weil Rübezahl die Gäste des Roppenwirts respektiere.

Die Haupteinnahmen des Kapellenwärters bestanden wohl in dem Verdienst aus der Verabreichung von Speisen und Getränken, wovon allerdings nur das allereinfachste zu haben war. Feinschmecker kamen hier nicht auf ihre Kosten, und ihr Unmut hat sich dann auch meistens in der Eintragung ins Fremdenbuch Luft gemacht. Besonders war es der saure Wein, der Anstoß erregte und der nachher die zornigen Federn in Bewegung setzte. Der Roppenwirt rechtfertigte sich von vornherein gegen alle Vorwürfe wegen der mangelhaften Speisen durch seine gereimte Vorbemerkung zum Fremdenbuch, wo es hieß:

„Die kalte Küche muß ein jeder mitte bringen,  
weil ich den Sarkoch nicht kann auf die Berge zwingen,  
doch wart' ich jedem auf für Geld in solcher Not  
mit Butter, Käse, Milch, mit Branntwein, Bier und Brot.“

Es ist interessant, daß die meisten der damaligen Bergsteiger zünftige Handwerker waren, die es nie versäumten, stolz ihren Stand hinter den Namen in das Fremdenbuch zu setzen. Der Weitschweifigkeit der Zeit entsprechend gab es da mitunter recht kuriose Bezeichnungen. Man findet da berufsmäßige Kräutersammler, die sich privilegierte Wurzelgräber nannten, im Jahre 1705 schrieb sich ein Fleischer als „Hochfürstlich=pfalzgräflicher Hofffleischhacker“ in das Buch ein, und ein Müllergeselle bezeichnete sich hochtrabend als „des Müllerhandwerks wohlverordneter Gewerksbote und Aufwärter in der Königlichen und Churfürstlichen Residenzstadt Berlin“. Überhaupt waren die Bäcker und die Müller am zahlreichsten unter den Schneekoppenbesteigern vertreten, ein Beweis dafür, daß schon damals das Wandern des Müllers Luft war.

So stieg im Jahre 1713 eine Bergsteigergesellschaft von neun Personen auf die Schneekoppe, wobei als Begleitung zehn Diener und vier Trompeter mitgingen. Bis zum Roppenkegel konnte man reiten, aber schon in zeitgenössischen Reisebeschreibungen war zu lesen, daß die Pferde für eine solche Tour „muntere Knochen und fürsichtige Schritte“ haben mußten.

Nun, die munteren Knochen benötigte nicht nur das Pferd. Gar mancher Mann, der mit Mühe und Not endlich den Roppenkegel bezwungen hatte, schwur sich zu, niemals mehr im Leben sich solchen Strapazen auszusetzen. War dann noch häßliches Wetter, dann fielen die Eintragungen in das Fremdenbuch auf der Koppe entsprechend aus. So schrieb am 5. Juli 1702 ein Pastor Schmolke aus dem Kreise Lüben in das Buch:

„Unter Hagel, Sturm und Blitz,  
kamen wir vom Riesensitz,  
teils geritten, teils gegangen,  
teils getragen auf den Stangen,

und an Kleidern triefend naß.  
Schade um den schönen Spaß!  
Zweimal hab' ich es getan,  
doch steht mir's nicht ferner an.

Gute Nacht ihr rauhen Spitzen!  
Ich will jetzt im Tale sitzen.“

Die gereimten Klagen über das Essen und Trinken und das Wetter sind meistens an Rübzahl gerichtet, der für alles verantwortlich gemacht wurde. Einer, dem die Milch des Koppenswirts nicht gemundet hatte, schrieb ein:

„Ich dacht', Du würdest uns mit Nektar speisen,  
Doch pflegst Du uns mit Milch und Wasser abzuweisen!“

Und ein anderer, der tatsächlich Wein bekommen hatte, war mit der Sorte nicht zufrieden, weshalb er reimte:

„Leb wohl, Du Riebezahl! Du schenktest sauren Wein!  
Ich will gewiß nicht mehr bei Dir zu Gaste sein.“

Im Jahre 1711 schrieb einer, der bei schlechtem Wetter auf die Koppe gekommen war und deshalb keinen Ausblick hatte:

„O Du Geier Rübzahl! Bist Du denn von lauter Stahl?  
Bei unserem großen Klettern läßt Du's so grausam wettern,  
wir konnten nichts beschauen vor Deinen trüben Plauen.  
Ich häng' Dich, Rübzahl, an einen dicken Pfahl!“

Die Klagen über das schlechte Wetter nahmen überhaupt einen großen Raum im Koppensbuch ein. Immer aber wurde Rübzahl dafür verantwortlich gemacht. Da hieß es an einer Stelle:

„O Rübzahl, Du Kettigschwanz, was bist Du für ein Geist,  
ein ungeheurer Polterhans, der immer um sich schmeißt  
mit Regen, Wind und großer Kält! Das wünsch' ich Dir zum Lohne:  
daß Dich der Teufel aus der Welt  
verbann' und Dein nicht schon!“

Während die meisten Bergbesucher Rübzahl in ihren Eintragungen verhöhnten und beschimpften, gab es auch einige, die ihn gesehen haben wollten, und davon im Fremdenbuch Kunde gaben. So schrieb ein Mann aus Landeshut, der Berggeist habe ihn auf einer Wiese überrascht und ihn so erschreckt, daß er niemals mehr ins Gebirge kommen wolle. Ein Mann aus Hirschberg flehte Rübzahl sogar darum an, ihn von seinem bösen Eheweib zu erlösen. Er sei gern bereit, die Frau dem Berggeist zu überantworten,

„weil sie so bös und gottlos ist  
und schlägt dem Mann ins Angesicht.  
Wenn sie beim Rübzahl hier wär'  
so schlug' sie ihren Mann nicht mehr.“

Wie man sieht, ist es in vieler Hinsicht interessant, in den 200 Jahre alten Koppensbüchern der Schneekoppe nachzublättern und sich von alten Zeiten erzählen zu lassen.



**Otto Heinsohn: Schneeegruben am Wintermorgen**

Aufn.: Ulrich Bouffet, Sillertal (Rsgb.)

Aufn.: Ulrich Bouffet, Sillertal (Rsgb.)

**Otto Heinsohn: „Tautwetter“**



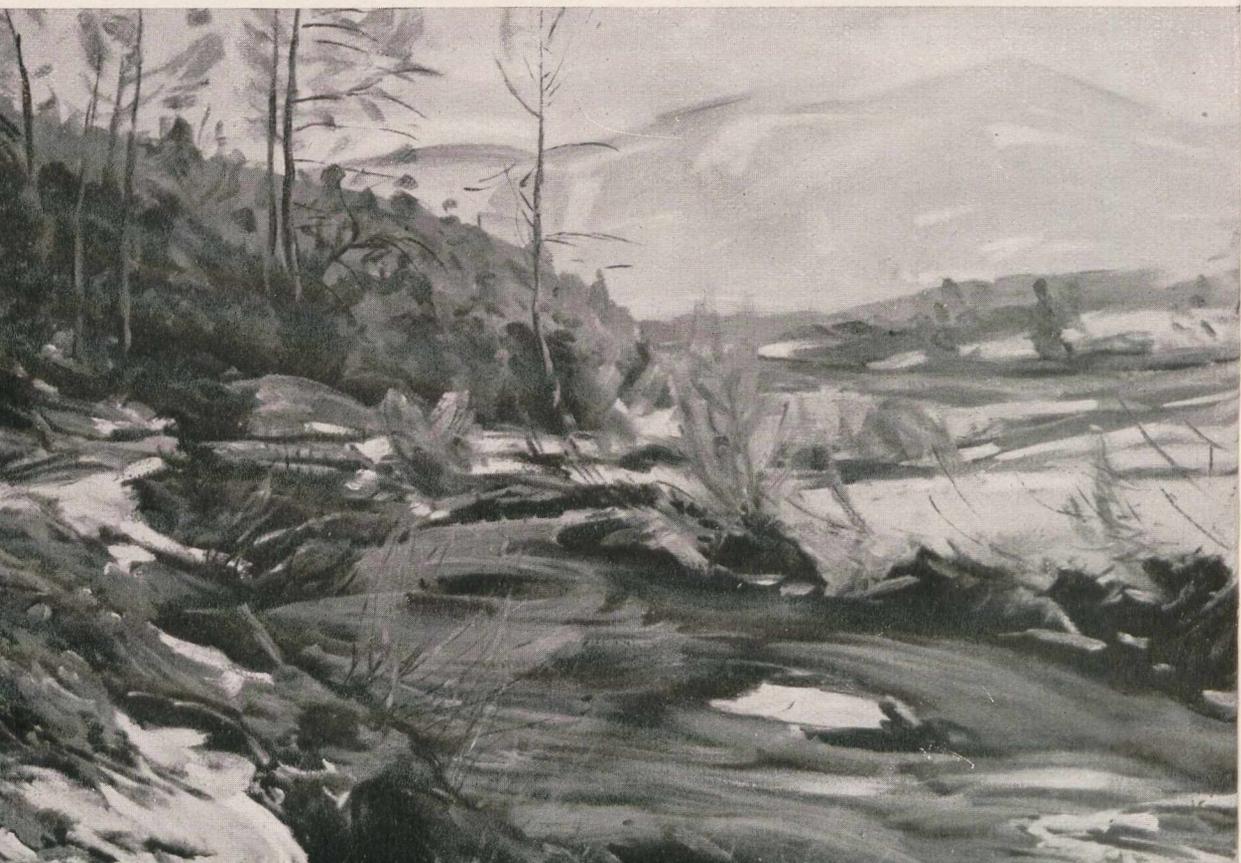


Otto Heinsius: Dorf im Riesengebirge

Aufn.: Ulrich Bouffet, Sillertal (Rsgb.)

Aufn.: Ulrich Bouffet, Sillertal (Rsgb.)

Otto Heinsius: An der Eglitz im Riesengebirge



# Der Maler Otto Heinzius

Von Walter Appel, Saalberg

Das Riesengebirge ist reich an Malern und Künstlern, wie kaum ein anderer Teil unserer schlesischen Heimatprovinz. Immer reizt die Schönheit der malerischen Vorberge und der erhabene Eindruck des Hochgebirges die Schaffenden zu neuen Werken und zu neuen Schöpfungen. Immer wieder bieten die Felsabhängungen der Schneeegruben neue Motive für das farbenfrohe Auge, und die weiche Rundung der Rammvorläufer zaubert immer neue Linien aus den Zeichenstiften und den Federn der Künstler hervor.

In Erdmannsdorf-Zillertal, im Park des schönen Schlosses, der schon dem jungen Prinz von Preußen, dem späteren greisen alten Kaiser, Freude und Erholung wurde, hat der Maler Otto Heinzius seine Heimat gefunden. Hier kündet er mit seinem Schaffen von der Schönheit der schlesischen Landschaft. Denn alles, was er mit Pinsel oder Zeichenstift, mit Feder oder Kohle auf Leinwand oder Papier bringt, hat seine Wurzeln in der schlesischen Erde und sein Leben aus der Seele der schlesischen Menschen. Und gleich diesen Menschen, die keine Pose und keine Übertreibung kennen, kein falsches Pathos, keine Unwahrheiten, ist auch sein Schaffen: schlicht, einfach, verständlich für jedermann und dabei doch stark in der Wirkung, sowohl durch die Farbe als auch durch die Form. Denn so wie die Natur sich ihm bietet: heiter und froh im Ausdruck, so gibt er sie uns wieder, unbeschwert durch „seelische“ Kämpfe des Intellekts, unverbildet aber auch durch die „artistische“ Technik irgendeiner Kunstrichtung, der sich der Künstler verschrieben hätte.

Bald sind es die schneebedeckten und silberschimmernden Schneeegruben, die er auf der Leinwand festgehalten hat, während sich im Vordergrund schon das erste Grau eines kommenden Frühlingstages ahnen läßt, bald ist es ein langsam anschwellender Bergbach, der durch das Vorland strömt, in dem schon die Schneeschmelze begonnen hat, und in beiden Bildern liegt die Schwere eines solchen trostlos-grauen Wintertages, der einen neuen Frühling nur ahnen, nicht aber merken läßt.

Ein andermal fesselt ihn der dunkle Brückenbogen über dem kalten Bergbach, an dessen Ufern noch der Schnee liegt und der morgen vielleicht schon mit einer Eisdecke überzogen ist, die erst von einer späteren Sonne gesprengt wird, oder der diese Schneezungen, die an seinen Ufern zu lecken scheinen, mit sich wegreißt, um die Erde der Sonne wiederzugeben, die Leben, neues Leben, auch hier hervorzaubern wird.

Und schließlich ist es ein Ausschnitt aus einem Riesengebirgsdorf, das den Farbeninn des Malers in ihm weckte, denn während hoch oben noch der Schnee vom Ramm als breiter Silberstreifen herunterwinkt, grüßt vorn, freundlich und hell im Sonnenschein, die idyllische Ruhe eines stillen schlesischen Dorfes, das keine Unrast kennt und keine unnötige Eile.

Jedesmal aber spricht die Landschaft der Heimat zu uns, so wie wir sie lieben, und so wie sie der Maler Otto Heinzius in schlichter, aber starker Liebe zu

Schauen und wiederzugeben berufen ist. Wer den Künstler aber kennt, der weiß, mit welcher Liebe und welcher tiefen Innerlichkeit der Künstler an dieser Scholle hängt, die ihm zur Heimat wurde und seinem Schaffen Wesen und Umriß geben sollte.

Heinsius ist kein Revolutionär in seiner Kunst und gehört schließlich auch nicht zu denen, die durch eine bewußt „eigene“ Art von sich reden machen mußten, sondern seine Art zu schaffen war eine stille und von der großen Welt abgewandte, und so ist auch seine Kunst abhold aller falschen Aufmachung und frei von gewolltem „Können“, das vielleicht bei manchem nur vorhanden ist, um aufzufallen.

Eines aber ist es, das in all seinen Bildern — sogar in seinen Zeichnungen und Holzschnitten — auffällt und ihm das gibt, was man ihm als Eigenem zusprechen wird: die Freude an Farbe und Licht. In allen seinen Bildern, am ausgesprochensten in den lichten und lustigen Aquarellen, empfindet man dieses Bekenntnis zum Licht und dieses Ringen um Leuchten und Sonne als etwas Schönes, etwas Starkes, und wer Otto Heinsius kennt, der findet hier einen Teil seiner eigenen Persönlichkeit wieder: etwas bewußt Frohes und Heiteres, das durch nichts unterzukriegen ist.

Zum Schluß aber sei ein Stimmungsbild wiedergegeben, das uns den Menschen Otto Heinsius zeigen soll, der vom Künstler nie und nimmer zu trennen sein wird:

Wir sitzen zusammen vor dem Lautsprecher und hören gespannt auf die Stimme des Breslauer Ansagers, der soeben das Hörspiel „Vom Humor des deutschen Frontsoldaten“ ansagt, das der Maler Otto Heinsius bearbeitete; und während im Lautsprecher ein altes Schützengrabenlied aufklingt und von einem ersten derben Soldatenwitz unterbrochen wird, richtet sich die straffe Offiziersgestalt in dem alten, breiten Lehnstuhl auf und nimmt unwillkürlich „militärische Haltung“ an. Doch dann dreht er sich herum und zwinkert mir lustig und verschlagen mit den Augen zu — und das soll heißen: Achtung, jetzt kommt ein Witz, der es in sich hat! und schon lachen wir über den drolligen Hamburger, den Heinsius treffsicher und geschickt mit der Feder zu Papier brachte. Der Rundfunk hat sich alle Mühe gegeben, das Spiel lebendig und farbig zu gestalten, so daß auch nach der Sendung die heitere und frohe Sendung noch lange die Oberhand behält. Und anders kennt man Otto Heinsius nicht: immer lustig, immer fidel, immer etwas laut und polternd, aber dabei drollig und nie auf die Nerven fallend. — Am nächsten Morgen sitze ich bei ihm im Arbeitsraum und sehe zu, wie er ein Bild vollendet, das er am Nachmittag zuvor im Freien begonnen. Während er sicher und flott den Pinsel über die Leinwand führt, sprudelt sein Geist und steigert sich manchmal zu beißender Ironie, die aber immer wieder den gutmütigen Humor durchleuchten läßt. Und wer ihn so schaffen sieht, wer ihn so reden hört, der möchte glauben, daß er einen begüterten Menschen vor sich habe, der keine Not kennt, und erst, wer ihn näher kennt, der weiß, daß auch bei ihm Not und Sorge zwei Hausgäste waren — und auch noch sind —, die ihm und seiner Familie treue Freundschaft bewahrt haben.

# Schlesische Frauendichtung der Gegenwart

Von Friede Gewecke

(2. Folge)

Die Frauengruppe Niederschlesien des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller, die die schriftstellerisch tätigen Frauen unserer Heimat erfasst, bietet in Fortsetzung des gleichbenannten Artikels im Augustheft dieser Zeitschrift den Lesern der „Schlesischen Monatshefte“ heute eine erneute Auswahl literarischen Schaffens ihrer Mitglieder. Die Frauengruppe hofft, die Reihe schlesischer Autorinnen von Zeit zu Zeit in weiteren Aufsätzen fortführen zu dürfen, deren Namensfolge kein Maßstab ihrer Leistungen darstellen kann.

Bekannt und unbekannt — junge, zögernde Begabungen und bewährte, erfolgreiche Namen —, Erscheinungen der Provinzhauptstadt und des schlesischen Landes sollen den Interessierten ein abwechslungsreiches, buntes Bild weiblichen Schaffens geben und berichten, was die schriftstellerisch und dichterisch befähigte Frau unserer Heimat auszusagen hat.

## Martha Roegner

als Kind einer Kaufmannsfamilie in Liegnitz geboren, ehemals Lehrerin, wohnt jetzt in Hermsdorf u. Rynast.

Martha Roegner ist auch unter dem Pseudonym Martha Vogt bekannt und lebt in der abgesehenen Stille des romantischen Rynast. Nach dramatischen Erfolgen der Vorkriegszeit an der Volksbühne Berlin unterbrach der Krieg durch soziale Hilfsarbeit das literarische Schaffen. Jetzt haben Martha Roegers Tiergeschichten von neuem ihren Namen hinausgetragen, von denen sie sagt: „ . . . diese Skizzen, die ich nur dem Tier zuliebe geschrieben habe, um den Menschen etwas mehr Verständnis für die arme Kreatur beizubringen — die stummen Brüder haben sich unerwartet dankbar erwiesen.“ Ihre Bücher und Erzählungen werden dem Tierfreund nicht fremd sein.

### Der junge Königsfischer

Von Martha Roegner

Dunkle Wälder begleiteten den schäumenden Bach auf beiden Seiten, aber dicht an seinen Ufern entlang wucherte heiteres Laubholzgestrüpp, Salweiden und Ebereschen, Wildrosen und Vogelkirschen. Wo sich der schäumende Gischt in einem weiten Becken sammelte und zu kristallklarer braungoldener Flut beruhigte, hingen die Sträucher weit über das unterwaschene Ufer hinab, und hier saß in einer Höhlung über dem Wasser auf einer ausgewaschenen Wurzel Eisengart, der junge Königsfischer, und schaute unverrückt in die klare, spiegelnde Flut. Kein Mensch konnte ihn dort sehen und kein Raubzeug, nur die Sonne griff mit feinem Strahl herein und tastete über sein herrlich blaugrün funkelnendes Gefieder, dann leuchtete es wie lauter Edelgestein. Auch seine braungelbe, seidig schimmernde Weste war prachtvoll anzusehen und der hochrote tüchtige Schnabel und die kleinen roten Füßchen — es war ein königliches Gewand. Aber er war nicht sehr heiter gestimmt, denn er hatte grausamen Hunger. Dreimal hatte er schon fehlgegriffen — das Leben war schwer.

Jetzt machte er wieder einen langen Hals, sein langer spitzer Schnabel neigte sich unmerklich senkrecht abwärts — und plötzlich stürzte er wie ein Pfeil ins Wasser. Geplätscher, ein paar heftige Schläge mit den kurzen Flügeln — da saß er wieder oben auf seiner Wurzel, einen kleinen Fisch im Rachen. Hach! das tat gut! Seine Stimmung hob sich, er saß wieder starr und unbeweglich, aber seine Augen blickten hell, er lernte! Vorgestern erst hatte er seine Eltern verlassen, um sein Glück in der Welt zu versuchen, aber er hatte sich's leichter gedacht. Wo er einen schönen Lauerplatz fand, da sauste alsbald ein alter Eisvogel herbei und verjagte ihn — die guten Plätze waren alle in festen Händen. Nur ein klein Stückchen weiter abwärts, da war's ihm gestern übel ergangen. Dort wohnte ein Elternpaar mit acht Jungen — die hatten ihn auf den Trab gebracht! Freilich, acht Rinder Sattzukriegen — ungebetene Gäste konnten sie dabei nicht brauchen.

Auf dem Felsblock mitten im Wasser saß ein Wasserschwätzer, putzte sein schwarzes Gewand und die schöne weiße Weste und flötete sein Liedchen. Hupp! mit den Füßen voran war er im Wasser verschwunden. Eisengart sah ihn drunten auf dem Riesgrunde spaziergehen und Larven klauben. Der tat ihm nichts, das war ein lustiger Gesell. Und hupp! saß er wieder oben auf einem Stein und zwitscherte.

„Si — tititt“ — das war nicht der Wasserschwätzer, Eisengarts herrliche blaugrüne Federholle am Kopf sträubte sich ein wenig: der Vater da unten im nächsten Becken warnte! Es mußte schon schlimm sein, denn sonst hatte man nichts von der großen Familie gehört, so nahe sie waren. „Sisi — tit!“ Eisengart verwandte kein Auge vom Wasser — er hatte für sich zu sorgen. Heute früh hatten die Alten im unteren Becken drunten ihre Rinder das erstemal ausgeführt aus dem tiefen Nest in der senkrechten Uferwand und hatten sie glücklich auf die Sträucher gegenüber gebracht, wo sie nun alle schön versteckt saßen im Blattwerk oder im Wurzelgeslecht unter der Böschung — und nun stieg ein Mann in langen Wasserstiefeln dort im Bachbett herum, entdeckte das Loch im Erdbruch, das eine Elle tief zur Nesthöhle führte, stellte fest, daß diese verlassen war und sah ein blaugrünes Gefunkel blitzschnell übers Wasser schießen. „Sitsit!“ warnten die Alten, sie waren in solcher Todesangst, daß sie den Kopf verloren und sich ganz offen zeigten — bald hatte der Mann beide mit der Schrotflinte erledigt. Die Kleinen saßen und rührten sich nicht, aber der Mann wußte ja nun, wo sie waren, suchte und zog eins nach dem andern hervor.

Eisengart hatte all das klägliche Geschrei mit angehört, aber er saß und starrte ins Wasser, stürzte dann und wann blitzschnell in die Flut und brachte meist eine gute Beute herauf; bis Mittag war er nudeldick satt — es war ein guter Platz. Das Geschrei da unten war ihm sehr auf die Nerven gefallen, aber endlich war's still, stundenlang rührte sich nichts.

Und dann begann ein Stimmchen zu klagen. Er wollte nicht hinhören, nein, er wollte nicht! Aber als er wieder eine fette Larve erschnappt hatte, hielt er sie gedankenvoll eine lange Weile im Schnabel, hob sich plötzlich auf und schoß davon, stand in der Luft rüttelnd vor einem Ahorngesträuch und horchte:

zwei Stimmchen! Plötzlich sehr dringend und flehend. Er stopfte einen Schnabel, das andere Brüderlein mußte warten bis zur nächsten Beute. Er hat sie treulich gefüttert, geführt, gelehrt und beschützt, bis sie sich selber helfen konnten.

\*

### Margarete Friedrich

Dr. med., Frauenärztin und Arztfrau, leitet in Breslau eine Privatklinik, wohnt Ebereschenallee 7.

Margarete Friedrich veröffentlichte einen Gedichtband „Das ferne Läuten“ und „Aus der Melodie des Lebens — Träume und Gesichte“ — beides im Verlag Alexander Fischer, Tübingen. Ihre stille, verhaltene Art sucht und findet den ihr gemäßen Ausdruck in der tiefen Symbolik von Gleichnissen und Märchen, die Geschehnisse und Erkenntnisse, Wissen und Güte zart und feinfädig ineinander weben. — Der Neigung und dem Wunsche nach exakter Forschung kommen historische Themen entgegen, ein Widukind-Drama wartet auf Veröffentlichung.

Wir entnehmen dem Band „Das ferne Läuten“:

#### Einsamkeit

Einsamkeit,  
zu dir flüchtete ich  
aus dem Treiben der Welt,  
daß du breitest um mich  
deine heimliche Stille,  
wie sich die Schleier der Nacht  
breiten sanft um den müden Tag.  
Einsamkeit,

deine heilige Stille  
gab den Frieden mir nicht.  
Schweigend wuchsen empor  
Gestalten, flehend und drohend,  
und sie trieben mich wieder  
hinaus in den Kampf, zu den Brüdern,  
um mit ihnen zu tragen,  
Mensch unter Menschen, mein Los.

#### Wandlung

Die Nacht ist still.  
Am hohen Himmel gehen  
die Sterne feierlich und langsam her.  
Ganz leise singt im alten Lindenbaum  
der Wind.  
Der Duft des wilden Lieders  
umweht die Stirne mir mit herbem Hauch.  
Wo bin ich?  
Wendete mein Weg zurück?  
Ward diese Nacht so einsam, groß und schön,  
damit ich wieder ganz zum Kinde würde  
und wieder faßte, Ewiger, Deine Hand? —  
Die Sterne leuchten fern in blassem Glanz  
und stärker duftet mir der wilde Lieders.  
Leise verklingt im alten Lindenbaum  
des Windes Lied.

## Dora Lotti Kretschmer

geboren in Görlitz, verheiratet und früh verwitwet,  
wohnt in Breslau, Sabitzstraße.

Wer Dora Lotti Kretschmers Namen hört, denkt wohl zunächst an die bekannte Rezitatorin. Die Kunst vorzüglicher Interpretation, besonders gepflegt in den kurzen Jahren der Ehe, hat ihr nicht nur in Schlesiens Hauptstadt, sondern auch über die Grenzen der Heimat hinaus starke Beachtung und einen großen Freundeskreis erworben.

Der erste schriftstellerische Gehversuch war ein mit achtzehn Jahren veröffentlichter Roman. Ihre jetzigen eigen-schöpferischen Arbeiten erstrecken sich auf Lyrik und Prosa, die wir häufig in den publizistischen Organen unserer Zeit — auch an dieser Stelle — finden.

### Begegnungen

Die Lindenallee zieht in sacht geschwungenem Bogen an einem großen Park dahin. Nach Osten liegen, ein wenig tiefer, Felder, bunt bebaute Gärten und weiterhin einzelne Gehöfte. Hier und da steht eine Bank unter den Linden. Ich mag besonders die eine, in deren Rücken der kleine Abhang, der zu den Gärten führt, von Rosenbüschen überwuchert ist. Als die flachen rosafarbenen Blütenchalen eben werbend ihren schwachen süßen Duft ausandten, begannen für mich jene Begegnungen, die den nun verronnenen Sommer wie eine kleine Melodie begleiteten.

Wie hebt sie an? Mit einem Sinkenruf. Und dann folgt ein Triller und noch einer, ja, eine ganze Kaskade von blinkenden Lachtrillerchen. Sie kommen aus einem kirschfrischen Munde, über dem ein breit gesatteltes Näschen sitzt und unter der Hutkrempe zwei helle, einfach-lustige Augen. Der junge Mann, der neben dem Mädchen geht — ein schmalshulteriger junger Mann mit einer schönen hohen Stirn und einem Buch, das aus der Jackentasche lugt —, ist bezaubert von dieser Lustigkeit. Der Gebärde, mit der seine Hand den Unterarm des Mädchens umfaßt, sieht man es an, daß sie zum ersten Male gewagt wird. Ich, der unbemerkte Zuschauer auf der Bank, kann den Strom elektrifizierender Freude fühlen, den diese leichte Berührung durch den ganzen Körper des jungen Mannes schickt. Er verrät sich im Einklang des Schrittes und vor allem darin, wie seine etwas tief eingebetteten Augen an dem hübschen Gesicht hängen, Unblick und Ton gelassen schlürfend. Nicht gierig, nein, in kleinen andächtigen Zügen. So gingen die jungen Menschen vorbei. Ich hörte noch lange das Gepluster der kleinen Lachkaskaden. Als ich aufstand, beugte ich mich zu den flachen Blumenschalen und trank andächtig, auch in kleinen Zügen, den schwachen Duft, der ihre Sprache war.

Zur gleichen Spätnachmittagsstunde sah ich die beiden dann fast jeden Tag, während die Sonne immer goldener durch die Wipfel zielte, denen bald der volle, warme Hauch der Lindenblüte beschwörend und betäubend entströmte.

Die Finken fühlten sich als Familienväter und waren verstummt; das Schwatzen und Richern blieb sich gleich. Der junge Mann, dessen Arm nun um die Schulter des Mädchens lag, warf mir, wenn ich, von meinem Hunde schweigend begleitet, vorüberging, wohl einmal einen Sprechenden Blick zu: was, das tut wohl, das macht froh, solch einem Plauderbächlein zu lauschen? Und ich wußte, daß er mein Lächeln für entzückte Zustimmung nahm. Indessen fand ich das Bächlein doch allzu dünn und flach. Die Gesprächsbröslein, die ich im Vorbeistreichen erhaschte, waren leicht wie die Hülsen jener Weizenkörner, die ich gern zwischen meinen Zähnen zermalmte. Den warmen, süßen Kerngeschmack gab der Lauschende selbst hinzu. Er war voll vom holden Fruchtgeschmack seines Empfindens, und wenn seine Augen, die träumerisch das unendlich lebendige Licht- und Schattenspiel des sommerlichen Laubgangs in sich aufgenommen hatten, zurückkehrten zu den glashellen Augen unter der weißen Hutkrempe, dann sah er in sie hinein alle Wunder schenkender Fülle, allen Schmelz befeelter Hingabe, wie er sie ersehnte.

Der Weizen stand in Garben. Nun der weiche Ahrent Teppich nicht mehr rauschte, schien der Raum größer und leerer: eine erste Ahnung jenes Gefühls ergriff mein Herz, dem wir uns ohne Wehr überlassen, wenn wieder ein Sommer verblüht. Hinter dem Stamm, an dem ich lehnte, kam das junge Paar vorbei. Einklang des Schrittes, Geplauder, das nur manchmal kurz verstummte; sie küßten sich. „Wie gut, daß man beim Küßten schweigen muß!“ Mein Hund lächelte mir zu, als ich es, halb seufzend, zu mir sagte.

Nun, man kann nicht immer küssen. Auch wenn Küsse Oasen des Schweigens bedeuten in einer Wüste von tödlich rieselndem Geschwätz. Ich täuschte mich nicht, wenn ich darin, daß der junge Mann das Buch hervorzog, auf einzelnes hinwies, manches vorlas, den Versuch erkannte, mit etwas Gültigem zu Worte zu kommen. Er sprach leise und eindringlich, wie Menschen reden, die viel für sich sind und grübeln. Aber er drang nicht dorthin, wohin er vorzudringen wünschte, ganz einfach, weil es das nicht gab, die Tiefe nämlich, den Resonanzraum. Wenn eine fade Klatschgeschichte, die durchaus eben jetzt berichtet werden mußte, seinen wohlgewachsenen Gedankengang wie mit knirschender Säge durchschnitt, warf er wohl einen ertrinkenden Blick um sich. Aber als er dabei von ungefähr meinem Auge begegnete, das vielleicht Unmut oder Mißbilligung verriet, errötete er wie ein ertappter. In seine Augen kam ein warmes Aufleuchten, und er beugte sich zu der Ahnungslosen und fragte beschützend zärtlich: „Nun, und weiter, Kleines?“ Ich wußte, wovor er sich beschützen wollte: vor seiner eigenen unerbittlichen Erkenntnis. Daß es ihr nicht gegeben war, zu begreifen, wußte er schon, wußte es in jener Tiefe, in der man manches Wissen unter Verschluss hält. Aber auch im Dunkeln wächst es, und immer kommt dann einmal eine Stunde, in der es die Kiegel sprengt und schwer herauftappt ins Bewußtseinslicht — ein erschreckender, mitunter ein tödlicher Saft.

Ach, dachte ich, auf die Parkwiesen blickend, in denen aufrecht und blaß die seltsamen Herbstzeitlosen standen, wie wird das enden! Ich sah, der

Student (daß es ein solcher war, wußte ich nun schon) litt unter ihrer sich wichtig machenden Albernheit; seine Lippen lagen zuweilen fest und bebend aufeinander, als müßten sie, wenn sie nicht gewaltsam daran gehindert würden, in einem Schrei der Auflehnung, der Qual auseinanderbersten.

Eines Tages machte sie ihm eine Szene. Sie saßen auf der Bank vor den wilden Rosen. Sie scharrte mit der Fußspitze in den raschelnden Blättern. Er sah müde aus und irgendwie hungrig. Aber als ich mich umwandte, sah ich das Paar in leidenschaftlicher Umarmung verstrickt. Eva fing sich den Entgleitenden, und wieder einmal betrog der Trieb die Seele.

Aber der Riß war nicht mehr zu heilen. Ich triumphierte, als ich nach Tagen das Mädchen vor dem jungen Manne dahineilen sah. Sie setzte die Stöckelschuhchen hart auf — über die Schulter hinweg sprach sie zurück. Als ich vorbeiging, klang die abgespielte Trillerkaskade. Sein dunkler Blick sagte, berebt wie Tieraugen: Du, ich kann nicht mehr . . .

Wozu auch?! fragte ich stumm auflehnerisch zurück. Sein Auge irrte ab. Noch einmal sah ich die beiden. Diesmal lief der Student voraus. Seine hohe, helle Stirn war aufgehoben, als finge er das Brausen in den Wipfeln damit auf. Die trippelnde Kleine hatte rote Flecken auf den Wangen; ihre Hände zerpflückten eine zitronengelbe Dahlienblüte, während sie sprach. Ich stand unten bei den Hagebutten, sie sahen mich nicht. So kam es, daß der junge Mann gerade vor der Bank stehen blieb. Etwas Atemloses war in seinem Gesicht, seiner Stimme, als sei er ein Gehefter, dessen Kräfte versagten. „Wir quälen uns gegenseitig“, sagte er matt.

Das Mädchen sah böse aus und erhitzt. „Du quälst mich. Wann wirst du wieder sein wie früher?“

„Nie, nie!“ rief er leidenschaftlich, um dann plötzlich, niedergebeugt, ihre Hände zu fassen, sie zu küssen und zu stammeln: „Verzeih mir! Verzeih mir, auch wenn du nichts begreifst!“

Noch einmal glaubte die Kleine sich auf dem Ramm der Welle, und sie ließ es ihn fühlen. „Gut“, sagte sie, „du bekennst dich schuldig. Mehr will ich nicht. Denn ich denke nicht daran, mich ewig von dir schikanieren zu lassen. Mein Papa sagt, du bist ein Phantast. Ich will aber nicht nur im siebenten Himmel, ich will auf der Erde glücklich sein. Leb wohl!“

Und sie zog ihre Hände aus den seinen, nickte ihm hoheitsvoll zu und ging. Der junge Mann stand wie betäubt. Dann blickte er der Davontrippelnden nach. Vermutlich sah er sie heute zum ersten Male, wie sie war. Mit gesenktem Kopfe ging er langsam davon.

Obwohl er nun hinging und sich gegen Selbstvorwürfe wehrte — das wußte ich —, schmunzelte ich, als ich auf der Bank Platz nahm. Gestern hatte ich die Plaudertasche vor einem Kino neben einem stämmigen Wachtmeister vom Reiterregiment gesehen. Die Lachkaskade hatte sie verraten. Ich ahnte, welche neue Hoffnung es ihr leicht machte, den „Phantasten“ zu verabschieden. Es dunkelte, als der Student wieder vorüberkam. Er sah mich, zog den

Hut und setzte sich zu mir. Mein Hund hob nur ganz kurz den Kopf und legte ihn befriedigt wieder auf die Pfoten. Wir schwiegen alle drei. Der Wind wühlte in den Wipfeln. Schwere, gegen Westen golden angestrahlte Wolken zogen dahin. Herrlich war das Lied des Sturmes. Auf einmal wandte der Student mir voll sein Antlitz zu. „Hören Sie nur!“ sagte er andächtig. „Ja, das ist schön und groß“, sagte ich und nickte.

„Man sollte dem Nichtigen nicht soviel opfern. Das da ist ewig —“, und er lehnte sich zurück und blickte mit weiten Augen in den hohen, großartig bewegten Himmel.

Ich streichelte meinen Hund. „Wir brauchen beides: das Ewige und den Augenblick“, sagte ich vorsichtig.

Er lauschte. Sein schmales Gesicht trug den Ausdruck gespannter Freude. Auf einmal stand er auf und reichte mir die Hand. „Haben Sie Dank!“ sagte er, errötete und beugte sich rasch zu meinem Begleiter. „Ich werde mir einen Hund anschaffen“, meinte er versonnen, die Hand auf dem glatten Fell.

„Hab ich nicht recht, man braucht beides, das Ewige und den Augenblick?“ fragte ich lächelnd. Langsam eroberte ein jugenhaft helles Licht sein Gesicht. „Natürlich haben Sie recht, aber —“

„Er schweigt so schön“, fiel ich ein und blinzelte verständnisinnig.

„Ja, gottlob!“ lachte er zurück und schwenkte seinen Hut. In dem großen, wundervollen Brausen verklang sein Schritt.

### Ein Schlitten läutet durch den Wald

Von Dora Lotti Kretschmer

Ein Schlitten läutet durch den Wald  
fernher, fernher . . .  
Die Luft ist klar, eisnadeltkalt.  
Der Mond hat volle Lichtgewalt  
über das Wipfelmeer.

Ein Schlitten gleitet durch den Wald  
heran, heran . . .  
Das Ross im Schritt den Nacken biegt.  
Im Polster lehnen eng geschmiegt  
zum Russe Weib und Mann.

Der Schlitten wiegt durch weißen Wald  
dahin, dahin . . .  
Sein Schellchen lacht. Und — glaubt mir's nur! —  
die Luft haucht warm auf seiner Spur  
und süß wie Rosmarin — —!

\*

## Hanne Hänel

eine junge, begabte Breslauer Dichterin, beruflich als  
Karitasfürsorgerin tätig.

Hanne Hänel's erste Veröffentlichung war ein Band Lyrik „Die Harfe“ in  
Frankes Verlag (Otto Borgmeier), Breslau. Ihre Verse, schön in Rhythmus,  
Klang und Harmonie, sind erfüllt von großer Religiosität, ernstem Glauben  
und einem warmen, bejahenden Lebensgefühl — ihr Talent ist ein Versprechen  
an die Zukunft.

(Aus „Die Harfe“)

### Und er kam in die Welt

Und er kam in die Welt, und es wurde Licht...  
und er nahm unsre Sünden und wog sie nicht.  
Und er öffnete uns seine Liebe groß  
und barg uns alle in den Vaters Schoß.  
Und er kam in die Welt, und er war ein Kind!  
Und er war so hold, wie nur Kinder sind...  
Und er rief alle Schwachen, bei ihm zu sein,  
und er lud die Geringssten ganz nah zu sich ein.

### Auf Schneeschuhen in den Bergen

Der Weihnachtswald ist sternenselig.  
In mir ist alles Jauchzen nur.  
Wir gleiten in der weichen Spur  
Und singen neue Lieder fröhlich.  
Die Berge jubeln uns zurück:  
fürs neue Jahr viel Glück, viel Glück!

Der Weihnachtswald ist sternenselig,  
Wir schweigen uns ein Nachtgebet.  
Orion hoch am Himmel steht,  
Der Königssohn mit goldnem Sporn.  
Ich fahr ihm in sein Gürtelhorn,  
Mich trägt der weiche Föhn...  
Ich fahr ihm in sein Gürtelhorn.

---

---

## Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde Tretet ein in den Werkring od. die Theater- u. Konzertgemeinde

### Anmeldungen

nimmt für Breslau die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstraße 49 (Laden)  
entgegen.

### Beitrittserklärungen

aus anderen Orten sind direkt an die einzelnen Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde zu  
richten, die in jeder größeren schlesischen Stadt vorhanden sind.



Martha Roegner



Dora Lotti Kreisshmer

Margarete Friedrich

Hanne Hänel





Oben: Alter schlesischer Bauernhof — Unten: Bauernhaus im Tale der „Wütenden Neiße“ Aufn.: Hanns Semm, Breslau



## Ein Jahr Reichserbhofgesetz in Schlesien

Am 1. Silbhart jährte sich das Inkrafttreten des Reichserbhofgesetzes vom 29. Scheiding 1933. Ein Jahr ist für ein Gesetz von so tiefgreifender, den Bauernstand in seinem innersten Kern, in seinem Verhältnis zum Boden berührender Bedeutung eine kurze Zeit. Und doch dürfen wir schon heute erklären: Das Reichserbhofgesetz hat sich bewährt und wird für unseren Bauernstand von Jahr zu Jahr mehr das feste Fundament werden, auf dem sich seine Zukunft allen Stürmen der Zeit zum Trotz aufbaut. In bewußtem Gegensatz zu dem geltenden, auf römisch-rechtlicher Grundlage beruhenden bürgerlichen Recht schafft das Reichserbhofgesetz ein neues b ä u e r l i c h e s Recht für allen land- und forstwirtschaftlichen Besitz bis zur Größe von 125 Hektar, soweit dieser Besitz von einer Hofstelle aus bewirtschaftet wird, die Größe einer selbständigen Ackernehmung hat und im Alleineigentum eines bauernfähigen deutschen Staatsbürgers deutschen oder stammesgleichen Blutes steht. Der Eigentümer des Erbhofes führt den Ehrentitel „Bauer“. Er soll den Hof — von Ausnahmefällen abgesehen — selbst bewirtschaften. Eine Verpachtung des Erbhofes für eine drei Jahre überschreitende Zeit bedarf der Genehmigung des Auerbengerichtes.

Der Erbhof geht ungeteilt auf den im voraus bestimmten Erben, den sogenannten Auerben, über. Der Hof ist grundsätzlich unveräußerlich und unverpfändbar.

Das Reichserbhofrecht ruht auf alter bäuerlicher Überlieferung und Sitte. Der geschlossene Hof, das Odal oder der Adelsitz des Nordens, das Heim und die Arbeitsstätte der bäuerlichen Familie, aus grauer Vorzeit ererbt oder durch Rodung und Urbarmachung von wildem Land und Wald geschaffen, galt dem germanischen Bauern von altersher nicht als eine beliebig veräußerliche, beliebig teilbare und verpfändbare Sache, sondern als ein ihm von seiner Sippe und seinem Volke anvertrautes Gut, zu dessen Erhaltung und Weitergabe von Geschlecht zu Geschlecht er und seine Nachkommen verpflichtet sind. Das im 14. und 15. Jahrhundert nach Chr. im deutschen Reich rezipierte römisch-byzantinische Recht stellte dagegen den Grundsatz auf, daß auch ein landwirtschaftlich genutztes Grundstück mit seinen Gebäuden und seinem Zubehör denselben Rechtsätzen unterliege, wie irgendein anderes bewegliches Gut und deshalb frei veräußerlich, frei teilbar und verschuldbar sei. War doch im römischen Kaiserreich das Bauerntum der alten Zeit längst im Latifundienbesitz untergegangen. So konnte der abstrakten Denkweise der römischen Rechtsgelehrten zur Zeit Justinians im 6. Jahrhundert n. Chr. der Gedanke eines arteigenen bäuerlichen Rechtes niemals kommen. Ihre Rechtsbegriffe haben mehr als alles andere dazu beigetragen, den Bauernstand in den europäischen und überseeischen Ländern zu vernichten. Der Kampf des deutschen Bauern gegen das ihm wesensfremde römische Recht, das den Begriff der blutmäßigen Bindung an die eigene Scholle nicht kennt, kommt in den berühmten zwölf „Miltenerger Artikeln“ vom

Mai 1525, auch „Heilbronner Verfassungsentwurf“ genannt, zum Ausdruck. Heißt es doch dort:

„Zum sechsten wäre es gut, wenn alles weltliche Recht im Reich, das bisher in Übung gewesen ist, abgetan und beseitigt würde und an seiner Stelle das göttliche und natürliche Recht . . . aufgerichtet würde.“

Aber der Freiheitskampf der deutschen Bauern endete in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts mit blutiger Niederlage. Dennoch hielt der Bauer im alten deutschen Reich mit Einschluß der Schweiz, Tirols, Kärntens und der Steiermark ebenso wie sein nordischer Blutsbruder in den skandinavischen Ländern durch die Jahrhunderte an seinem überkommenen Erbrecht, dem Anerbenrecht, fest, das einem Sohn oder unter Umständen auch der Tochter das Recht auf den Hof gab, den anderen Kindern aber eine nach den Kräften des Hofes — aber nicht nach seinem Handelswert bemessene — Abfindung zuteil werden ließ. Letztwillige Verfügung oder der noch bei Lebzeiten abgeschlossene Übergabevertrag sorgten im Widerspruch mit dem gemeinen Recht für den geschlossenen Übergang des Hofes auf einen Erben. Die übrigen Erben hatten einen Anspruch auf Unterkunft auf dem elterlichen Hofe, auf Erziehung, auf Geldentschädigung oder doch zum mindesten auf eine angemessene Ausstattung.

Diese Anerbensitte hat sich bis in die Neuzeit in etwa vier Fünftel des deutschen Reiches und so auch in den meisten Gegenden Schlesiens als Wohnheitsrecht erhalten. Im 19. Jahrhundert wurde das Anerben- oder Höferecht in vielen deutschen Ländern durch besondere gesetzliche Ordnungen aufrechterhalten, weil das Eindringen rein kapitalistischer Denkweise auch in dem Bauernstand der alten Anerbengebiete die Achtung vor dem überkommenen väterlichen Gut immer mehr schwinden ließ. Es wurden sogenannte Höferollen eingeführt, in welche der Bauer zur Sicherung der ungeteilten Vererbung seines Besitzes den Hof eintragen lassen konnte. Es stand ihm aber frei, jederzeit durch letztwillige Verfügung das Anerbenrecht eines Sohnes auszuschließen oder zu beschränken.

Ein gesetzliches Anerbenrecht bestand vor 1933 nur aus völkisch-politischen Gründen für die neugeschaffenen Renten- und Ansiedlungsgüter im Osten.

Mit dem Fortschreiten der kapitalistischen Entwicklung im 20. Jahrhundert mußte der Erbe den Hof nicht selten zu dem vollen Verkehrswert übernehmen. Steigende Verschuldung und häufiger Verkauf alter Bauernhöfe in fremde Hand war die Folge.

Der unvermehrbar Boden mit seinen Früchten, seinem Tierleben und den mit ihm auf Gedeih und Verderb verbundenen Menschen ist aber die einzig sichere Grundlage eines Volkes, das Fundament jeden Staates und jeder völkischen Entwicklung. Er darf niemals zu einer frei veräußerlichen, frei verpfändbaren oder frei teilbaren „Ware“ des Handels, zu einer „Sache“ im Sinne des römischen gemeinen Rechtes werden.

So kam es, daß die deutsche nationale Revolution in klarer Erkenntnis von dem Wesen und Werte echten Bauerntums und seiner Bedeutung für die

künftige völkische Entwicklung Deutschlands zunächst für Preußen ein Gesetz über das bäuerliche Erbrecht unter dem 20. Mai 1933 erließ. Dieses Gesetz unterschied noch zwischen Landschaften mit Auerbensitte und Landschaften ohne solche. In den ersteren wurden die Höfe von Amts wegen, in den letzteren nur auf Antrag in die Erbhöferolle aufgenommen. Im Gegensatz hierzu greift das dem preußischen Gesetz schon wenige Monate später folgende Reichserbhofgesetz auch dort durch, wo bisher, wie in manchen Gegenden Süddeutschlands, des Rheinlandes und Schlesiens, die Teilung des Landbesitzes unter alle Erben oder doch die Berechnung des Erbteils nach gleichen Sätzen üblich war.

Der Hof mit sämtlichen Grundstücken, welche regelmäßig von der Hofstelle aus bewirtschaftet werden, mit seinem Zubehör an Gerät, Vieh und Vorräten aller Art, mit seinen Rechten und Serechtigkeiten und seinen landwirtschaftlichen Nebenbetrieben, mit seinen Urkunden und alten Erinnerungsstücken bildet einen Sonderbestandteil der Hinterlassenschaft des Bauern und geht geschlossen auf den Auerben über. Etwa neben dem Hof im Nachlaß vorhandenes Barvermögen soll zunächst zur Tilgung der auf dem Hofe ruhenden Schulden dienen. Ein Überschuß fällt den übrigen gesetzlichen oder von dem Erblasser in einem Testament bestimmten Erben zu. Wer Auerbe wird, ergibt sich aus den durch das Gesetz festgelegten sechs Ordnungen. Für Schlesien ist hierbei die Bestimmung von besonderer Bedeutung, daß dort, wo bisher ein bestimmtes Wohnheitsrecht für die Erbfolge des ältesten oder jüngsten Sohnes nicht Brauch war, der Bauer den Hofserben innerhalb der ersten Ordnung, also unter seinen Söhnen oder den Söhnen eines verstorbenen Sohnes, auswählen kann.

Die nicht zum Hofserben berufenen Kinder und weiteren Abkömmlinge des Bauern haben, soweit sie nach bürgerlichem Recht erb- und pflichtteilsberechtigt sind, Anspruch darauf, aus Mitteln des Hofes erzogen und bei ihrem Wegzug dem Stande des Hofes entsprechend ausgestattet zu werden. Seraten sie später unverschuldet in Not, so muß ihnen auf dem elterlichen Hofe eine Zuflucht gegen Mitarbeit gewährt werden. Der überlebende Ehegatte hat nach alter bäuerlicher Sitte ein gesetzliches Recht auf ein angemessenes Altenteil.

Von größter Bedeutung für die Zukunft unseres Bauernstandes ist der weitgehende Vollstreckungsschutz, den ihm das Reichserbhofgesetz gewährt, und das Verbot der Neuverschuldung des Hofes durch Aufnahme von Hypotheken. An die Stelle des Realkredits hat in Zukunft der in Wirklichkeit wertvollere persönliche Kredit zu treten, der nicht die Sache, sondern den Menschen an erster Stelle wertet.

Es ist begreiflich, daß die von dem Gesetz betroffene bäuerliche Bevölkerung besonders in den Gegenden, in denen bisher der Bauer über seinen Besitz frei zu verfügen gewohnt war, manche Bestimmung des Gesetzes als ungerechtfertigte Härte empfindet. Aber die Zeit wird kommen, wo sich das Gesetz als festeste Stütze eines gesunden, von drückender Zinslast für alle Zeiten befreiten Bauernstandes erweist. Ein solcher Bauernstand ist aber

als Blutquelle des deutschen Volkes und als Gewähr für die Nahrungs-  
freiheit unseres Vaterlandes in den weiten Grenzgebieten des Ostens von  
größter Bedeutung.

Durch das Reichserbhofgesetz sind bisher etwa eine Million Erbhöfe im  
Deutschen Reich geschaffen worden. Sie umfassen eine Gesamtfläche von  
19,7 Millionen Hektar, von der 13,8 Millionen Hektar landwirtschaftlich  
genutzt sind, während der Rest auf Wald, Garten, Wasser und Unland ent-  
fällt. Damit sind etwa 50 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe mit  
mehr als 2 Hektar Nutzfläche Erbhöfe geworden. Die Durchschnittsgröße  
aller Erbhöfe im Reich beträgt etwa 20 Hektar. Im deutschen Osten, der  
Ostpreußen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, die Grenzmark und  
Schlesien umfaßt, zählt man bisher 276 000 Erbhöfe.

In unserer Heimatprovinz Schlesien, wo sich sowohl in Nieder- wie in Ober-  
schlesien ein gesunder Bauernstand neben zahlreichen Kleinbetrieben unter der  
hier üblichen Mindestgröße eines Erbhofes von 7,5 Hektar erhalten hat,  
zählte man Anfang 1934 78 558 Erbhöfe, von denen 23 660 Erbhöfe 7,5 bis  
10 Hektar und 54 898 Erbhöfe 10 bis 125 Hektar groß sind.

Durch Landzulage im Wege der sogenannten Anliegersiedlung werden heute  
überall da, wo die wirtschaftliche Möglichkeit dazu vorhanden ist, neue Erb-  
höfe aus nicht selbständigen Kleinbauernstellen geschaffen. Auch die bei  
Aufteilung von Großgütern arbeitslos werdenden Landarbeiter werden,  
soweit sie als „bauernfähig“ anzusehen sind, mit Erbhofstellen von wenigstens  
7,5 Hektar Größe ausgestattet. Alle heute im Wege der bäuerlichen Sied-  
lung neugeschaffenen Siedlerstellen, soweit sie nicht für Handwerker oder  
ständige Arbeiter bestimmt sind, werden als Erbhöfe ausgelegt, und zwar in  
der Regel in Größe von 10 bis 20 Hektar.

Durch das Reichserbhofgesetz ist das Wort „Bauer“ wieder zu Ehren ge-  
kommen. Aber Rechte bringen auch Pflichten. Pflicht des Bauern ist  
es, zunächst seinen Betrieb mustergültig zu führen, und seine Aufgabe,  
Ernährer seines Volkes zu sein, nie zu vergessen, Pflicht für ihn ist es aber  
auch, in Familie und in Gemeinde alte bäuerliche Sitte und Zucht zu wahren  
und sich opferbereit und freudig in die Arbeit der großen deutschen Volks-  
gemeinschaft hineinzustellen.

Wir zweifeln nicht daran, daß sich auch der schlesische Alt- und Neu-Bauer  
allezeit seiner bäuerlichen Pflichten und seiner großen Sonderaufgabe als  
Wächter deutschen Grenzlands im Osten würdig erweisen wird.

Gustav Erich Soede.

# Michael Willmann

## Leben und Werke eines deutschen Barockmalers

Zu dem Buche von Ernst Klotz \*)

Dem mannigfaltigen Ausdruck des Barock hat die Kunstgeschichte seit geraumer Zeit ihr Augenmerk zugewendet. Unter den bedeutenden Gelehrten der Gegenwart seien besonders Heinrich Wölfflin und Wilhelm Pinder genannt, die der Epoche eingehende Betrachtungen widmeten. Vor beinahe fünfzig Jahren schrieb Wölfflin sein grundlegendes Werk „Renaissance und Barock“. Und wer die Entwicklung des Problems seit dieser Zeit in den Hauptzügen verfolgen will, der mag die vierte Auflage des Buches zur Hand nehmen und dort das Schlußwort von Hans Rose nachlesen. Wölfflin selbst hat sich auch noch einmal zu den Fragen geäußert. Sein Werk „Italien und das deutsche Formgefühl“ weist abschließend auf die Unterschiede, auf die nationalen Bedingtheiten hin und kommt zu Ergebnissen, die den Anspruch dauernder Gültigkeit erheben dürfen. „Heinrich Wölfflin in Verehrung“ steht auf einem der ersten Blätter des neuen Willmann-Buches. Damit wird deutlich, wie sehr man sich gerade diesem Gelehrten zu Dank verpflichtet fühlt. Von Wilhelm Pinder seien nur die beiden Barockbände der „Blauen Bücher“ genannt. Die Darstellung „Deutscher Barock“ bietet eine kurze, aber eindringliche Würdigung der großen Baumeister des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1933 folgte die „Deutsche Barockplastik“ als wesentliche Erweiterung des Überblickes. Schlesiens Reichtum an Barockbauten und -statuen geht deutlich aus diesen beiden volkstümlichen Bänden hervor. Aber ein wichtiges Gebiet ist nur mittelbar, in der Ausschmückung der Innenräume ersichtlich: die barocke Malerei. Hier war bisher noch vieles nachzuholen, was über die großen Flamen und Niederländer hinausweist. Neben Rubens, van Dyck und Rembrandt, neben Künstlern des Südens stehen ebenbürtige Deutsche. Unter ihnen muß Michael Willmann an erster Stelle genannt werden.

Das geht aus dem reichhaltigen Buche von Ernst Klotz deutlich hervor. Die 162 gediegenen Abbildungen vermitteln schon bei flüchtiger Durchsicht einen starken Eindruck von dem umfassenden Können und Wirken des Meisters. Gewiß zeigen sich in manchen Gemälden Anlehnungen an die größten Ausländer der Zeit. Aber gerade die Umsetzung solcher Werte ins Deutsche ist zu beachten. Willmann, geboren in Königsberg, der Ostdeutsche klarster Prägung, offenbart in seinem ganzen Schaffen diese Wesensart. Bei der großen Breslauer Willmann-Ausstellung des Jahres 1930 würdigten auch die „Schlesischen Monatshefte“ den Barockmaler. Dabei wurde an Lovis Corinth, seinen Landsmann jüngster Vergangenheit, erinnert. Das tut auch Klotz wieder, und aufmerksames Betrachten der Abbildungen läßt bisweilen den Vergleich auftauchen. Es geschieht aber nicht, um Willmann denen

\*) Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau, 1934. Großer Leinenband in Quartformat 28 N.N.

schmackhaft zu machen, die nur das Neueste in der Kunst anerkennen wollen. Es beweist nur, wie verwurzelt der Meister in Ostpreußen war, wie stark er sich trotz der fremden Einflüsse seine Eigenart bewahrt hat.

Außerdem offenbart sich immer wieder die Verbundenheit mit seiner Wahlheimat Schlesien. Kloß betont ausdrücklich: „Mit einer bis dahin unbekanntem Empfänglichkeit für das Charakteristische der Vegetation hat er dem Landschaftsbilde zum ersten Male eine regionale Physiognomie gegeben: Das Gesicht der schweren schlesischen Baumlandschaft.“ Diese „farbig begnadete Landschaft“ unserer Heimat ist oft spürbar, auch in den religiösen Bildern, die der heiligen Handlung den größten Bildteil einräumen. Zu den Fresken des Klosters Grüssau sagt der Verfasser: „Aller Bildungszwang ist abgestreift. Nicht in Palästina sind wir mit phantastisch aufgeputzten Architekturen und exotischen Panoramen, sondern in Schlesien, wo im Dorfe der „Bierkegel“ lacht, der Wirt zur Halbtüre herauslehnt, der Vogel im Bauer trillert und wo sich Landschaft im Gemisch von dumpfen Felsblöcken, bärtigen Fichten, Eichen und Buchen in sanfter Schwermut um die Figuren schließt. So auch die Menschen.“ Landschaft und Mensch sind als harmonische Einheit empfunden; das gibt vielen Bildern ihre besondere Vollkommenheit.

Leider kann uns das Buch den farbigen Eindruck nicht vermitteln. Aber hier weiß der Verfasser so eingehend zu schildern, daß die Worte etwas von der Fülle der Farbtöne ahnen lassen. Man kann nur wünschen, daß die sorgfältige, jahrelange Arbeit von Kloß weithin Widerhall findet und bald einmal dazu führt, daß auch einwandfreie farbige Wiedergaben von Willmann-Gemälden erscheinen. Dieser Künstler, der „Bahnbrecher der eigentlichen deutschen Spätbarockmalerei“, gestaltete eine solche Symphonie von Farben, daß man unter diesem Eindruck bei den Märtyrerbildern „die Schrecken des Gegenständlichen vergißt“.

Den ganzen Reichtum Willmannscher Kunst entfaltet das große Bild der Schöpfung im Schlesischen Museum der bildenden Künste. Zu diesem Gemälde sagt Kloß unter anderem: „Den höchsten Grad von farbiger Lösung geben die Lichtschleier, in denen Gottvater — nur in schemenhaften Umrissen — erscheint, und damit ist der Gottesbegriff Anschauung geworden, den die religiöse Mystik der Zeit (Jakob Böhme) längst vorempfunden hatte.“ Diese Sätze zeigen, wie sich der Verfasser in die geistige Haltung der Epoche zu versetzen weiß. Besonders der Abschnitt „Kunstgeschichtliche Voraussetzungen“ bietet einen umfassenden Einblick in das Werk der Rubens, van Dyck, Rembrandt, Ruysdael und anderer. Auf solchem Grunde leuchtet Willmanns Wirken um so stärker. Er darf nicht der Vergessenheit anheimfallen, er muß als deutscher Meister weithin bekannt werden. Dieser Gedanke kommt dem Betrachter und Leser auf jeder Seite zum Bewußtsein. Die kritische Würdigung des Verfassers, die überaus gediegenen Bildwiedergaben, das sorgfältig zusammengestellte Gesamtwerk werden dazu helfen. Und Schlesien hat wieder einmal erwiesen, daß es die stärkste Beachtung aller Deutschen verdient.

Dr. Arnold Wienicke.



Michael Willmann:  
Verkündigung an die Hirten  
(Grüßau)



Michael Willmann:  
Herbergssuche in Bethlehchem  
(Grüßau)



Die Engel dienen Christus (Handzeichnung)

Michael Willmann, Breslau

## Die Görlitzer Ausstellung „Bibel und Kirchenkunst“

Den Höhepunkt aller Festveranstaltungen der Görlitzer Bibel-Jubiläumswoche bildete die Ausstellung: „Bibel und Kirchenkunst“, welche Sonntag, den 28. Oktober, in der Annenkapelle eröffnet worden war. Wer etwa erwartet hatte, daß in dieser Bibelausstellung „nur einige alte Drucke zu sehen sein würden“, war angenehm enttäuscht. Die Bibliotheken, die Museen und Kirchen, auch Künstler und Private hatten ihre wertvollsten Bibeln, Bücher und Werke christlicher Kunst zur Verfügung gestellt, um nicht nur eine würdige, sondern auch eine überraschend reichhaltige Ausstellung zu schaffen. Der Grundriß der Ausstellung war von dem Leiter, Pastor Graetz, unter tätiger Beihilfe von Kunstmaler Arno Henschel so festgelegt, daß selbstverständlich die Bibel den Mittelpunkt bildete; aber zugleich wurde bewiesen, daß die Bibel mit ihren ewigen schöpferischen Gesetzen das Leben der ganzen Menschheit erfüllt. So hatte die historische Bibel von 1534 ihren Platz an bevorzugter Stelle dort, wo sie auch sonst in der Kirche aufgeschlagen zu liegen pflegt: auf dem Altar in der Apsis der Kirche. Von dieser Bibel mußte man sich gleichermaßen die goldenen Fäden gezogen denken, welche zu den einzelnen Abteilungen der Ausstellung führten: die Bibel einst; die Bibel jetzt; Bibel und Mission; Bibel und Musik; Bibel und Jugend; Bibel und Frauenwerk; Bibel und Männerwerk; Bibel und Presse (Kirchenblatt); Bibel und Kunst (angewandte Kunst, Baukunst, Kunst als religiöses Erlebnis usw.). All diese Abteilungen suchten ganz im Sinne der Anschauungen des Dritten Reiches den starken Eindruck zu vermitteln, daß das Wort Gottes nicht ein altherwürdiges Museumsstück ist, sondern das lebendige Wort Gottes, das in der von Luther geschenkten deutschen Sprache für das gesamte Kulturleben unseres Volkes auch in Gegenwart und Zukunft von größter Bedeutung ist. Nicht bloß in Schrift und Predigt wird es verkündigt, sondern auch in der Musik, in den bildenden Künsten und auf mannigfachen anderen Wegen. Dabei haben alle diese Zweige des deutschen Kulturlebens selber von der deutschen Bibel Luthers die höchste Befruchtung erfahren. Davon bot besonders die Abteilung „Bibel und Kirchenkunst“ ein anschauliches und überzeugendes Bild, das durch den gotischen Raum der Annenkapelle, in der die Ausstellung stattfand, eine Umräumung fand, wie sie wohl nur wenigen Städten im Reiche für eine Ausstellung dieser Art zur Verfügung stand.

In der Abteilung „Bibel und Kirchenkunst“ fielen gleich am Eingang der Ausstellung zwei riesig große Kartons auf, die Martin Luther und den Schwedenkönig Gustav Adolf zeigten; es waren die Kartons, nach denen Walter Decker die Glasgemälde in der neuen Gustav-Adolf-Kirche in Breslau-Zimpel ausgeführt hat. Andere Kartons und Glasfenster vervollständigten das Bild von dem hohen Schaffen des görlitzer Künstlers.

Sehr beachtliche Kunst bot auch der bekannte Graphiker und Holzbildhauer Walter Wolf; er ist durch die in Holz geschnittenen Ehrenbürgerbriefe der Stadt Görlitz für den Reichspräsidenten Hindenburg und unseren Führer

Aldolf Hitler in aller Erinnerung. Für die Görlitzer Bibel-Jubiläumswoche hatte Walter Wolf das Festplakat „400 Jahre deutsche Lutherbibel“ entworfen.

In unserer Ausstellung waren von besonderer Schönheit ein auferstehender Christus und eine sehr zart empfundene Maria mit dem Kind (Keramik). Interessant wirkte eine bewegte farbige Weihnachtsgruppe im Unterschied zu einer älteren Weihnachtskrippe von Hermann Niediger. Von den anderen Arbeiten Niedigers verdient hervorgehoben zu werden ein großer Luther (in farbigem Holz).

Auf das weite Gebiet der Kunstkeramik wiesen die zahlreichen Arbeiten des bekannten Kunsttöpfers Rhaue hin. Altarleuchter, ein hohes farbiges Altarkreuz, zahlreiche Schmuckteller, Tauffschalen und große Kirchenvasen mit biblischen Darstellungen hinterließen einen tiefen Eindruck von dem vielseitigen Können dieses Künstlers. Eine Ueberraschung für viele bedeuteten die farbigen Kartons, welche W. Rhaue auch als Kirchenmaler bekannt machten.

Ebenso groß war aber auch das Erstaunen der Ausstellungsbesucher bei den in ihrer seltenen Schönheit und in der Glut der Farben unübertrefflichen Emaillearbeiten eines anderen Görlitzers: Theodor Wüsten. Wenn der Künstler auch längere Zeit, von der persischen Regierung angefordert, im Ausland gewilt hat, müßten seine Werke bei uns doch bekannter sein. Unter den Hostiendosen, Altarbildern und mancherlei anderen Arbeiten, welche sich meist in staatlichem Besitz befinden, war das Emaille-Anhängekreuz, in dem das ganze Vaterunser im Wortlaut eingelegt ist, wohl das kostbarste Stück.

Der junge Bildhauer Heinz Grunwald — bekannt geworden durch seine Kriegerehrung in der evangelischen Kirche in Bunzlau — zeigte eine Studie „Mutter und Kind“ und mehrere photographische Aufnahmen der Frauengestalten der Bunzlauer Kriegerehrung. Als Bildhauer sei auch Siegfried Tschiersky genannt, der germanisch anmutende Grabkreuze und die Photographie des Altarraumes einer neuen Kirche in Swinemünde ausgestellt hatte.

Von unserem heimischen — leider schon im Jahre 1924 verstorbenen — Maler Neumann-Hegenberg (bekannt auch durch das Bild „Aufstieg“, das unser Führer als Geschenk angenommen hat) ist das Bild „Kreuzigung“ der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gewesen. Wenn auch nicht alle dem hohen Gedankenflug des Künstlers bei diesem Bilde zu folgen vermochten, konnte doch bei den über hundert Führungen den meisten Beschauern wenigstens ein Nachempfinden des Künstlers in seinem inneren Ringen mit dem ernststen und schwereren Werk vermittelt werden. Sehr viel half dabei zum Verständnis ein danebenhängender Christuskopf: „Sterbender Christus“ von Quante (Radierung).

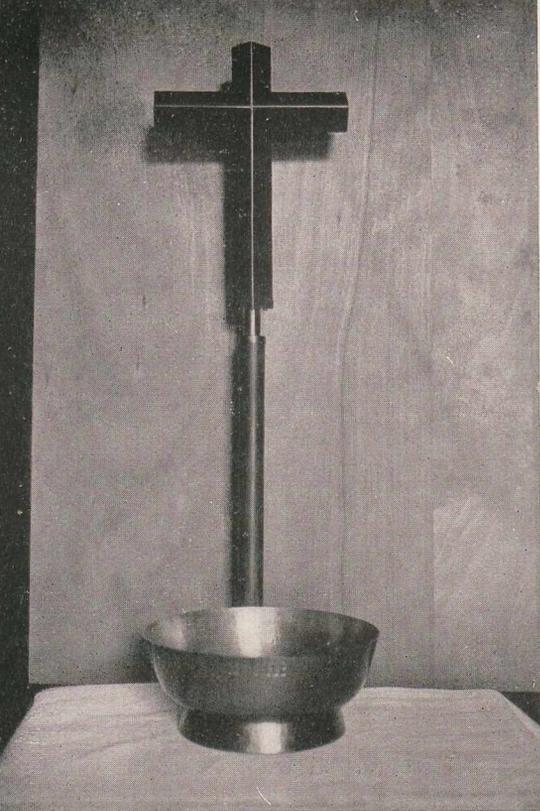
Aus Museumsbesitz stammten ein wertvolles Porträt Luthers von Lucas von Cranach aus dem Sterbejahr Luthers 1546, Zeichnungen von Schnorr von Carolsfeld, Schadow, Preller, ein Gemälde von W. Firlle „Morgen-



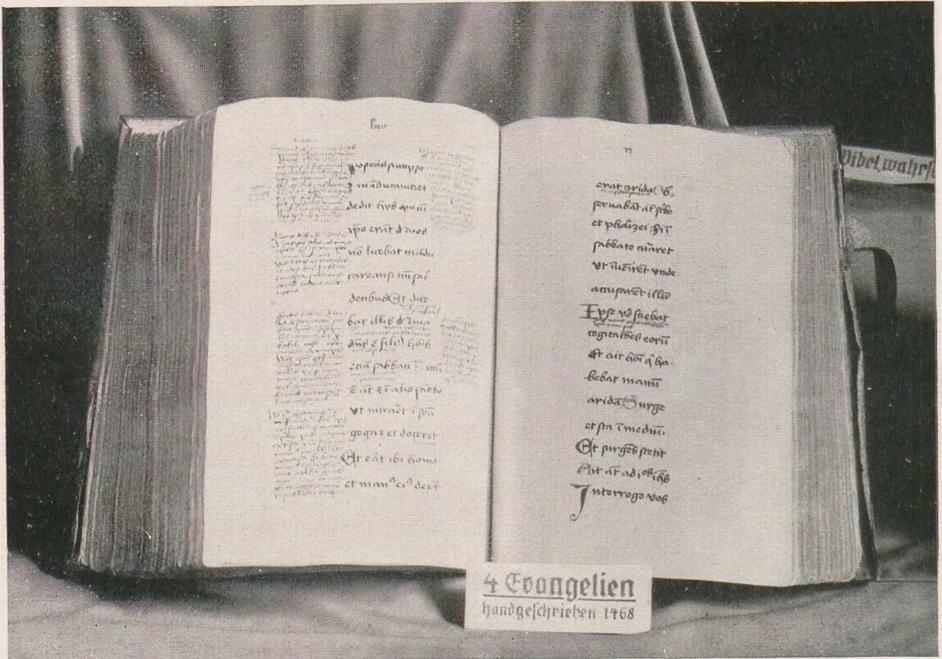
Görlitzer Ausstellung „Bibel und Kirchenkunst“  
Neuzeitlicher Abendmahlsatz in handgeschmiedetem Zinn



Ausn.: Händler, Görlitz  
Görlitzer Ausstellung „Bibel und Kirchenkunst“: Alte goldene Altargeräte der Peterskirche



Görlitzer Ausstellung  
 „Bibel und Kirchenkunst“:  
 Vortragekreuz und Taufbecken



Die 4 Evangelien. Handgeschrieben 1468, schwarz, mit blau und roten Anfangsbuchstaben

Aufn.: Händler, Görlitz

choral im holländischen Waisenhaus“; die Dreifaltigkeits-Kirchgemeinde hatte ihren lebensgroßen „Luther mit der Bibel“ von Karl Bauer geliehen (Bauer war Schüler des Görlitzer Gymnasiums).

In der kirchlichen Gebrauchskunst nahmen neben den Werken der heimischen Künstler einen besonderen Platz ein die zahlreichen herrlichen Altargeräte und sonstigen Kirchengерäte der „Kirchenkunst Schlesiens“ (Breslau); sie fanden allgemeine Bewunderung und brachten im Wettbewerb mit den kostbaren alten Altargeräten (Barock) der Görlitzer Peterskirche den Nachweis, daß die evangelische Kirche zu allen Jahrhunderten höchste Leistungen in der Gebrauchskunst aufzuweisen hat. Als nicht minder hochwertig erwiesen sich die ausgestellten Paramente; erinnert sei auch an ein Kanzeldeckchen von Hermann Reiling und an eine rotseidene Altar- und Kanzelbekleidung von Charlotte Graetz; bei der Altarbekleidung war das Kreuz im Kranz von weißen Blumen unter Verwendung unzähliger Plauerer Winterhilfs-Spitzenrosetten in künstlerisch feiner Art zusammengesetzt.

Nicht unerwähnt bleibe die Abteilung „Kirchbau“; sie umfaßte Bauentwürfe und Modelle der Lutherkirche, der Kreuzkirche und der künftigen Kirche von Görlitz-Kauschwalde (Architekt BDr. W a h l i c h, Breslau).

Farbige Zeichnungen, Linol-Schnitte und Federzeichnungen — meist Darstellungen der Peterskirche und Kreuzkirche — stellten aus A. Haupt, Hoffmann-Hagedorn, Dora Kolisch und Runtz.

Ein wertvoller Schatz unserer Ausstellung sei noch zum Schluß genannt. Es war die päpstliche Bannbulle gegen Luther. Der Görlitzer Ratsarchivar Professor Dr. Dr. Jecht hatte die Freundlichkeit, bei der Eröffnung der Ausstellung in einem Vortrage einen Ausschnitt aus den Zeitverhältnissen vor 400 Jahren zu bieten und dabei die päpstliche Bannbulle dem Ausstellungsleiter als Leihgabe für die Ausstellung zu übergeben.

Gar viel wäre nun noch zu berichten über die anderen Abteilungen unserer Ausstellung, über die ehrwürdigen Handschriften und Bibeln aus alter Zeit, wie auch über die vielen Bibeln von heute, die schönen Bilderbibeln von Schnorr von Carolsfeld, Rudolf Schäfer, Rembrandt, Greiner usw., die Blindenbibel, das Neue Testament für plattdeutsch Lüüd, die Jugendbibel usw. Interessantes wäre zu sagen von den ausgestellten echten Götzen aus Afrika, Asien, Südseeinseln und den dagegen wirkenden Bibeln, die die Missionsgesellschaften in über 650 verschiedenen Eingeborenen Sprachen verteilen. Erstauenswertes gäbe es aufzuzählen aus dem Wirken des Bibelwortes im Evangelischen Männerwerk, im Evangelischen Frauenwerk, in der Evangelischen Jugendarbeit, in der Evangelischen Pressearbeit und in der Inneren Mission, in deren Dienst über 45 000 Diakonissen und viele tausend Diakone am deutschen Volk mit großem Segen arbeiten. Doch jede der Abteilungen würde einen besonderen Bericht verdienen, wollte man sie recht beschreiben. Wenn die Ausstellung „Bibel und Kirchenkunst“ einen so überaus erfreulichen, geschlossenen Eindruck hinterließ und darum von selten hohem Kulturwert war, so war dies nur möglich, weil in dem Ehren- und Arbeitsauschuß der

Jubiläumswoche nicht bloß die Spitzen sämtlicher Behörden vertreten waren, sondern auch fast alle evangelischen Künstler von Görlitz, welche sämtlich in vorbildlicher Weise zusammengearbeitet haben; nicht unerwähnt bleibe auch die tägliche Presserwerbunq, die von allen Görlitzer Zeitungen in weitestgehendem Ausmaß durchgeführt worden ist.

Über die Festwoche als Ganzes wäre noch nachzutragen, daß sie auch in ihrer musikalischen Ausgestaltung der Stadt Görlitz als einer Kunststadt, und zwar Musikstadt alle Ehre bereitere. Am Eröffnungstage fand in der Kreuzkirche eine Choralandacht statt unter dem Motto: „Bibel und Lutherlied“; bei dem Festakt am Reformationstage sang der Bachchor unter Organist Wenzel Lieder von Gumpelz, Haimer, Schütz und vom Dirigenten des Abends. Beendet wurde die Festwoche mit einem Abendsegem in der Frauenkirche, wobei Worte der Bibel in herrlichen Vertonungen aus der Reformationszeit zu Gehör kamen, und mit einer bis auf den letzten Platz besetzten Festaufführung von „Glaube und Heimat“ im Görlitzer Grenzlandtheater.

R. Graetz.

---

## Die große Stille

Die große Stille hat mich eingefangen. —  
Ins Tal, wo eben noch die Hämmer klangen  
aus Schmiedes Tor,  
hat graues Dämmern sich gesenkt.  
Und, was von Tages Hast bedrängt,  
ins Dunkel sich verlor.

\*

Auf Silberbrücken steigen Engel nieder.  
Im weißen Licht verklingen ihre Lieder.  
Die Seele sucht  
die Wege zu den hellen Sternen,  
zu jenen weiten ungekannten Fernen,  
zu denen Gott sie ruft.

\*

Die große Stille lockt mit tausend Klängen.  
Das tönt aus ätherreinen Lustgesängen  
zum hohen Tor der Ewigkeit. —  
Der dunklen Erde schwere Last,  
des harten Tages flücht'ge Hast  
ist Gott geweiht.

Erwin Kosner.

## Zur neuen Gestaltung des Breslauer Domraumes

Die neue Herrichtung des Breslauer Dominneren, die im Laufe des Jahres 1934 der Frankfurter Kirchenmaler Paul Meyer-Speer, unterstützt vom Breslauer Maler Drobeck und kunstgeschichtlich beraten von Provinzialkonservator Dr. Grundmann, mit so großem Erfolge durchgeführt hat, erforderte die Lösung zweier schwieriger Aufgaben: die Freilegung des ursprünglichen künstlerischen Bestandes und die Schaffung einer neuen organischen Raumeinheit. Die Entfernung der unschönen, raumentstellenden Einbauten und Verzierungen neugotischer Art und die Befreiung der Formen und Baustoffe von Ölfarbsockel, Tünche- und Putzschichten schufen erst die Grundlage für eine neue schöpferische Raumgestaltung. Gegenüber den übrigen Monumentalkirchen Breslaus steht der Domraum von Natur aus an Einheitlichkeit zurück. Hochchor und Langhaus treten sich in scharfer Scheidung gegenüber: Der Chor aus dem 13. Jahrhundert, nach Zisterzienserart mit geradwandigem Ostschluß und mit Umgang gestaltet, stellt eine für Schlesien typische Mischarchitektur von Ziegelrohbau und in Steinmetztechnik bearbeiteter Werksteingliederung dar und strebt in dem großartigen Wandpfeilersystem seiner Hochwände nach ausgesprochen plastischer und tektonischer Wirkung. Das aus dem 14. und beginnenden 15. Jahrhundert stammende Laienhaus dagegen besteht in seinen Pfeilern aus Sandstein, in den oberen Teilen aus Putzmauerwerk und ist ähnlich den Innenräumen der Elisabeth- und Magdalenenkirche von flächig-linearem Charakter. Die Wandgliederungen erscheinen scharf in die Fläche eingeschnitten, tektonisch gliedernde Vorlagen fehlen. Der Unterschied zum Chor wird verstärkt durch das größere Format der Arkaden und Fenster, namentlich des östlichsten Paares, das in seiner ungewöhnlichen Breite wie der Restbestand eines fehlenden Querschiffes sich trennend zwischen Chor und Langhaus legt. Und außerdem bilden das spätgotische Behangesims und die rippenlosen, erst aus dem 18. Jahrhundert stammenden Kreuzgewölbe des Langhauses weitere entscheidende Trennungsfaktoren. Diese beiden Raumcharaktere zu einer organischen Einheit zu verbinden, so daß sie gemäß dem gotischen Bewegungszuge nach der Tiefe eine fortlaufende Steigerung zum Hochaltar hin ergeben, ist Aufgabe der farbigen Behandlung der Architektur. Die ursprüngliche Lösung dieser Frage ist uns infolge der tiefgreifenden Veränderungen, die der Bau gerade in dieser Hinsicht im 19. Jahrhundert erfahren hat, nicht mehr genügend bekannt, um als Grundlage für eine neue Herrichtung dienen zu können. So ergab sich die farbige Behandlung als das Zentralproblem unter den Neugestaltungsarbeiten des Breslauer Dominneren, dessen Lösung zwar von den objektiven Gegebenheiten des historischen Baubestandes auszugehen hatte, darüber hinaus aber notwendig zum subjektiv bestimmten Werk des rein auf sich selbst gestellten, frei schaffenden Künstlers wachsen mußte. Restaurierende und neuschaffende Arbeit griffen so aufs engste ineinander,

um durch eine neue Raumgestaltung und Farbgebung einen Dom von monumentaler Einheitlichkeit, architektonischer Kraft und warmer, lebensvoller Lichtheit erstehen zu lassen.

Die neue Raumgestaltung sucht nach Möglichkeit den Grundzug der mittelalterlichen Architektur wieder zu voller Lebendigkeit zu erwecken: die rhythmische Bewegung des Baues zum Hochaltar hin. Im Langhaus sind die großen, die Pfeiler verdeckenden Barockgemälde entfernt worden. Der Chor ist von den neugotischen Balkoneinbauten befreit, so daß seine Arkaden und vor allem seine herrliche plastische Wandpfeilerarchitektur voll zur Geltung kommen. Nun wird der Blick fortlaufend durch das gesamte Kirchenschiff vom Rhythmus der beiderseitigen Bogenreihen in die Tiefe zum Hochaltar gelenkt, wo er durch die eben erwähnten Wandgliederungen zugleich in die Höhe gezogen wird. Diese Bewegung nach der Tiefe und Höhe erhält einen besonderen Nachdruck durch die Freilegung der in Sandstein aufgeführten Pfeiler und Wandgliederungen von aller bisherigen farbigen Verkleidung: Monumental heben sich die Stützen des Langhauses in ihrem prächtigen massiven Steingefüge vom Verputzbau darüber ab, ebenso wie im Chor die formreich gebündelten Dienste mit ihren entfaltenen Kapitellbildungen in ihrer plastischen Kraft und Stofflichkeit vor dem flächigen, vierteilig-ornamentalen Ziegelgewände zu erhöhter Wirkung kommen. Zu dieser materialmäßigen Herausarbeitung der Stützenfolgen gesellt sich schließlich noch die neue Lichtverteilung, um die Entwicklung des Raumes zum Hochaltar hin zu konzentrieren. Durch die Öffnung dreier Fenster in der Südwand des Chores wird der rhythmische Einfall des Lichtes bis zum Schluß des Kirchenschiffs fortgeführt und zugleich der Chorraum mit der ihm gebührenden Helligkeit erfüllt. So schließen sich alle diese Freilegungsmaßnahmen zu dem einen Ziele zusammen: durch möglichste Hervorkehrung der beherrschenden rhythmischen Bewegung den an sich zwiespältigen, durch das 19. Jahrhundert aber vollends gestörten Raum zu einer Einheit zu erhöhen.

Zu dieser baulichen Vereinheitlichung der beiden verschiedenen Raumcharaktere von Hochchor und Langhaus und der nach Stoff und Form unterschiedenen Bestandteile der Architektur von Haustein, Backstein und Verputzbau kommt die farbige. Die Farbe tritt hier nicht als ein neuer, selbständiger Faktor zur Architektur hinzu, sondern sie stellt gleichsam eine Qualität derselben dar. Sie dient weder der Darstellung noch der Dekoration. Ja, sie soll nicht einmal in ihrem Eigenwert zur Wirkung kommen, sondern nur als Tönung des sie tragenden Gegenstandes fungieren. Daher ist sie auf die Besonderheit der verschiedenen Baustoffe, der räumlich-atmosphärischen Situation, der Lichtbewegung derart abgestimmt, daß sie in ihr Wesen eingeht, kein Eigenleben behält und einzig als allverbindender Grundton wirkt, der all die Verschiedenheit von Raum, Stoff, Form und Färbung zu einer inneren ideellen Einheit einwebt. Meyer-Speer selbst charakterisiert diese Art von Farbgebung in dem neuen Domführer (S. Hoffmann: „Der Dom zu Breslau“, mit einer Darstellung der Wiederherstellung des Domminneren, von Paul Meyer-Speer, Breslau 1934, S. 163 und 168) folgendermaßen: „Stoff,

Raum und Licht sind nicht da, um Farbe zu tragen, sondern Farbe dient dieser Dreiheit, indem sie ganz in ihr aufgeht. So innig ist sie dem Stoff, dem Raum und dem Licht verbunden, daß sie gleichsam als Naturgegebenheit, das heißt in sich selbst als Stoff, als Raum und als Licht gesehen werden muß. So sieht man im wiederhergestellten Breslauer Dom nicht mehr die Arbeit eines Malers, der Farbe aufgetragen hat, sondern durch die dienende Einordnung der differenziertesten Farbnuancierungen ist der durchleuchtete Dom entstanden.“ Diese Farbgebung wirkt synthetisch und idealisierend zugleich. Die Stofflichkeit der Baumaterialien und der plastischen Formen, die Dehnung und die Ausmaße des Raumes, das Licht erscheinen in diesem neuen farbigen Fluidum nicht mehr in ihrer naturgegebenen Sachlichkeit und Größe, sondern gewissermaßen verklärt, gleichsam von vornherein umfassen von der bewundernden Reflexion. In einem solchen „Sakralraum wird der Beschauer nicht mehr die Farbe als solche, vereinzelt oder als aufgetragenen Schmuck sehen, sondern wird durch das Mittel der Farbe erleben die Echtheit des Stoffes, die Klarheit des Raumes und das strahlende Kommen und Gehen des Lichtes“ (Meyer-Speer, a. a. O. S. 168). Aus der Färbung der Baustoffe, dem Rot des Ziegels, dem Braungelb des Sandsteins und dem Grau des Marmors (der Barockausstattung) wurde der gemeinsame Grundton entwickelt: ein feines Grau. Die naturgegebenen Färbungen stehen sich nun nicht mehr unvermittelt gegenüber. An den sonoren Ton des Sandsteines schließt sich harmonisch die befreiend lichte Farbigkeit der verputzten Langhauswände und der Gewölbe an, wie die Farbigkeit des Priborner Marmors, und — als prachtvolle Steigerung des Ganzen — das nun abgedämpfte Rot des Ziegelwerks im Chor. Eine Fülle vermittelnder Farbübergänge und -brechungen lösen die einzelnen Stoffbereiche und Formen aus ihrer Isolierung und nehmen dem Material jegliche Schroffheit und Schwere. Und die weiche verschmelzende Helligkeit des durch die großen, alabasterfarbenen Fenster einströmenden Lichtes breitet über das Ganze einen matten farbigen Schimmer. So weitet und dehnt sich der Raum in bisher ungeahnter Leichtigkeit.

Die Grundtendenz dieser neuen Farbgebung strebt weniger nach einer Herausarbeitung der Körperlichkeit der Architektur als vielmehr nach einer Einbindung aller Einzelformen in ein optisches Gesamterlebnis. Durch die Feinheit der gebrochenen Farbtonungen und den milden Glanz des Lichtes tritt eine gewisse Entmaterialisierung ein. Die Kraft des gemaserten Werksteines, die Herbheit des Ziegelrohbaus, die reiche Bauplastik erfahren eine leichte Umdeutung ins Visuell-Ornamentale. Das Mittelalter kannte eine solche differenzierte Farbgebung nicht, die fast unmerklich die Baumassen erleichtert, einbindet und so den Raum imaginär erweitert. Hier zeigt sich in der neuen Herrichtung des Dominneren modernes Körper- und Raumpfinden, wie dies ja auch Meyer-Speer programmatisch bei der Herrichtung des Domes erstrebt hat. Die „neue Schönheit“\*)

\*) Wilhelm Pinder: „Reden aus der Zeit“, Leipzig 1934, S. 6.

## Faschistische Bewegungen in England

So mancher Zeitungsartikel in Deutschland wies auf den englischen Faschistenführer Mosley und seine Bewegung hin, und die Berichte über die am 28. Oktober stattgefundenene große Kundgebung in der Albert Hall in London wird den meisten noch frisch in Erinnerung sein. Reichhaltige Literatur gibt uns über die Grundgedanken und Ziele der von Mosley geführten Bewegung Aufschluß. Doch gerade dieser Umstand verführt den Leser sehr leicht, sich eine viel zu optimistische, persönlicher Erfahrung entbehrende Anschauung zu formen. Diese Tatsache veranlaßt mich, die in drei Englandreisen (die diesjährige dehnte sich von Mai bis Oktober aus) gesammelte Erfahrung den Literaturausagen gegenüberzustellen und ein persönliches Anschauungsbild zu vermitteln.

In den Nachkriegsjahren sind in England nicht weniger als vier faschistische Strömungen entstanden. Die „British Fascists“ machten bereits 1924 viel von sich reden und erwiesen 1926 dem Staate wertvolle Dienste, als sie den großen roten Generalstreik unterdrückten. Obwohl antikommunistisch, fehlte es ihnen an klarer politischer Zielsetzung. Mangel an starker Führung und entsprechender Organisation führte sehr bald zur Abspaltung einer Gruppe, die sich von nun an „National Fascisti“ nannte. In den folgenden Jahren 1927 und 1928 sanken sie zur völligen Bedeutungslosigkeit herab, wobei sich nur die „British Fascists“ bis in die Gegenwart gehalten haben und gelegentlich unter dem Namen „Kensington Fascists“ als Vertreter einer ultra-konservativen und teilweise antisemitischen Richtung erwähnt werden. Die „National Fascisti“ haben sich schon kurz nach dem Generalstreik völlig aufgelöst. — Im Jahre 1929 wurde von Arnold Leese, einem englischen Tierarzt, der in den verschiedensten Teilen des britischen Imperiums jahrelang Rassestudien betrieben hatte und die Bedeutung der Rassenfrage klar erkannte, die erste faschistische Bewegung Englands gegründet, die die Pflege der nordischen Rasselemente und die Stärkung des Rassebewußtseins zu ihren Hauptprinzipien zählt. Sie wurde „Imperial Fascist League“ genannt und erfreut sich bereits weiterer Organisationen innerhalb des Imperiums, wie z. B. in Südafrika und Kanada. In ihrer Weltanschauung lehnt sie sich stark an den Nationalsozialismus an. Ihre Mitglieder tragen als äußeres Symbol ein rundes Abzeichen, das ein schwarzes, goldumrandetes Hakenkreuz auf weißem Untergrund zeigt und von einem rot-weiß-blauen Ring der englischen Farben umrahmt wird, während das Rospfende noch den britischen Löwen trägt. Wirtschaftliche Zielsetzung ist der korporative Staat. Das demokratische Regierungssystem soll durch eine starke Zentralgewalt in Form eines faschistischen Parlamentes, das vom Volke durch allgemeine Wahl berufsgruppirt gewählt wird, ersetzt werden, während die Mitglieder des Oberhauses auf Vorschlag des Premierministers vom König zu ernennen und Vertreter hervorragender Staatsinteressen sind. Ganz

besondere Befugnisse sowie allein verantwortliche Stellung nimmt der Premierminister ein als vom Volkswillen getragener Führer. Einer Hebung der Landwirtschaft wird größte Bedeutung beigemessen, könnten doch durch ihren Ausbau 1 000 000 Arbeitslose Arbeit und Brot finden. Verderbliche fremde Einflüsse, besonders diejenigen jüdischer Elemente, müssen aufs äußerste unterdrückt werden. Die 2 500 000 von der Industrie lebenden Juden sollen durch Briten ersetzt, sowie sämtlichen Juden die britische Staatsbürgerschaft entzogen werden. Eine allmähliche Absonderung würde dann folgen. Die starke Anlehnung an die deutsche Regierungsform erscheint unverkennbar und unterscheidet sich von der faschistischen Italiens am auffallendsten in der Rassenfrage, die ja für Mussolini, wie er selbst aussprach, zu 90 Prozent reine Gefühlsache ist und restlos abgelehnt wird. Ein überragender Führer fehlt der „Imperial Fascist League“ gegenwärtig; ihr Begründer Leese organisiert und bildet diejenigen Männer heran, die zu Trägern der nationalen Revolution werden sollen, doch fehlen der Bewegung die finanziellen Mittel, große Propagandafeldzüge durchzuführen. In treuer Kameradschaft von Mann zu Mann arbeiten sie für ihre Ziele. „Der Faschist“ ist das amtliche Presseorgan“.

Die gegenwärtig hervortretendste Faschistenbewegung unter Sir Oswald Mosleys Führung ist die „British Union of Fascists“. Die hervortretendste Faschistenbewegung unter Sir Oswald Mosley ist die interessanteste politische Erscheinung des modernen Englands. 1918 wurde er bei der allgemeinen Wahl als Parlamentsmitglied der konservativen Koalition gewählt und zog mit 22 Jahren als jüngstes Parlamentsmitglied im Unterhaus ein. Die dort betriebene internationale Politik, die vergeblichen langwierigen Versuche, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, der lähmende, jeglichen Fortschritt hemmende Apparat des überholten parlamentarischen Systems bewogen ihn, die Konservative Partei 1924 zu verlassen und in die „Independant Labour Party“ überzutreten, die in jenem Jahr als einzige Partei gewillt schien, die Arbeitslosigkeit ernsthaft zu bekämpfen. Doch auch hier fand er den gesuchten Fortschritt nicht; denn als er in seiner Eigenschaft als Kabinettsminister in der Arbeiterregierung im Jahre 1929 eine Arbeitslosenpolitik für die Regierung ausarbeitete, doch der Rest des Kabinetts sich weigerte, den Vorschlag dem Parlamente vorzulegen, dankte er abermals ab und gründete im selben Jahr 1930 die „Neue Partei“. Der verschärfte Kampf gegen das internationale, kapitalistische Finanzwesen und das überholte demokratische System deuten bereits auf faschistische Gedanken hin. Die panikartige Wahl zwecks Bildung einer „nationalen Regierung“ im Jahre 1931 bekämpfte er bitter und dokumentierte im Herbst desselben Jahres durch Einführung von Faschistengruß und Schwarzhemd auch rein äußerlich die Umformung seines politischen Blickfeldes. Den Ursprung dieses Grußes sieht er in der alten römischen „Zivilisation“, im krassen Unterschied zu unserer nationalsozialistischen Auffassung. Vektorenbündel und Beil führt er als symbolisches Parteiabzeichen ein. Am 30. September 1932

bildet er schließlich noch den Namen der „Neuen Partei“ in „British Union of Fascists“ um und kennzeichnet somit allgemein politische Zielsetzung und Ideenkreis seiner Bewegung. Der korporative Staat ist Hauptforderung. Klassenunterschiede werden beseitigt. Vorrechte gibt es nicht. Belohnt wird nur die persönliche Leistung und Einsatzkraft. Erst kommt der Staat, dann das Einzelinteresse. Diktatur im modernen Sinn, d. h. starke Führerschaft, getragen vom Willen des Volkes, wird gefordert. Das Wirtschaftsleben muß sich innerhalb gewisser, vom Staate gesetzter Grenzen, abspielen, um nationalen Interessen zu dienen. Innerhalb dieser Grenzen wird jegliches Unternehmertum gefördert. Die Führer der verschiedenen, sich bekämpfenden Machtzentren im Wirtschaftsleben würden geeint und unter Führung der korporativen Regierung zusammengeschlossen werden. Die Regierungsform soll im wesentlichen dieselbe wie die von der „Imperial Fascist League“ geforderte sein: das faschistische Parlament. Der Binnenmarkt sei neu aufzubauen. Durch Steigerung der Löhne würde der Lebensstandard erhöht und infolge erhöhter Kaufkraft die Überproduktion des Binnenmarktes verbraucht werden können, wobei rückwirkend wiederum der Binnenmarkt belebt würde. Die Landwirtschaft sei um das Doppelte auszubauen. Innerhalb dreier Jahre wäre dann bereits die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte durch eigene Produktion zu ersetzen. Diese autarkischen Bestrebungen nannte Mosley bereits 1930 „Insulation“. Die wirtschaftliche Einheit des Imperiums sei letztes Ziel. Die selbständigen Regierungsformen der Kolonien und Dominions sollen weiterbestehen und dem korporativen Gesamtsystem angepaßt werden. Indien verdanke alle seine Errungenschaften wirtschaftlicher, technischer und geistiger Art England, das demnach sogar die Pflicht habe, in Indien zu bleiben und es weiter auszubauen. Die Kolonien, die ebenfalls dem Mutterlande alles verdankten, müßten in den großen Rahmen der Autarkie eingespannt werden. Diese weltumspannende wirtschaftliche Einheit wäre der beste Garant für den Weltfrieden. „England kauft nur von den Ländern, die von ihm kaufen.“ Einer universellen und relativen Abrüstung sei voll beizustimmen, wobei allerdings die Luftflotte der stärksten Europas anzugleichen sei. Der Wahlspruch „Britain First“ gelte nicht nur für wirtschaftliche Interessen, sondern auch in der Wahrung des Friedens. Ein Kompromiß mit den bestehenden Parteien wäre unmöglich; doch die Revolution solle friedlich und auf legalem Wege durch allgemeine Wahl vor sich gehen. — Diese Ausführungen sind vornehmlich Mosleys Buch „Greater Britain“ und Drenmans „Mosley and English Fascism“ entnommen. — Zur Judenfrage äußerte sich Mosley am 12. Juli dieses Jahres in einem Brief an Lord Rothermere und führt dabei aus, daß eine Verfolgung fremder Elemente religiöser oder rassistischer Art nicht in Frage käme. Allerdings dürften die Juden keine Parteimitglieder werden, weil sie den Faschismus stark bekämpft hätten (80 Prozent der wegen körperlicher Verletzung der Faschisten Verurteilten waren Juden, während sie

nur 6 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen!) und, international organisiert, ihre Rasseninteressen über die national-britischen stellten. Auch sie hätten nach dem Wahlspruch „Britain First“ zu handeln. Dabei fällt sofort auf, daß Mosley nur aus rein wirtschaftlichen Gründen Stellung gegen die Juden nimmt und die Rassenfrage im Sinne der Pflege nordischer Elemente nicht einmal erwähnt. Auch die Tatsache, daß in Australien, Kanada, Südafrika und Indien Ortsgruppen des Mosley-Faschismus bestehen, kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß er rein wirtschaftlicher Natur ist und einer klaren Weltanschauung, gestützt auf Rassenbewußtsein, völlig entbehrt. Und wie sieht dieser Faschismus in Wirklichkeit aus? Zu der großen Versammlung in der Olympia in London am 5. Juni dieses Jahres hatten sich 15 000 Zuhörer versammelt. Ganz abgesehen von den mehr oder minder blutigen Szenen, die sich bereits draußen vor Beginn der Kundgebung mit Kommunisten und Juden abgespielt hatten, war es kaum möglich, die Versammlung ordnungsgemäß durchzuführen. Die Unterbrechungen durch Ruhestörungen Andersgesinnter schienen bei weitem besser organisiert als der faschistische Saalschutz. Nicht weniger als 29 Verletzte wurden während der Versammlung hinaus transportiert, und wäre ich nicht eiligst selbst über einige Bänke gesprungen, so hätte auch ich zu jenen Opfern der Ruhestörer gehört. Wo blieb die faschistische Organisation? Hunderte von Schwarzhemden schienen bereit zu sein, doch selten an der richtigen Stelle. Mit Mühe wurde die fortwährend unterbrochene Versammlung zu Ende geführt. Von Mosleys Rede war nicht viel vernommen worden. Während des Sommers folgten noch zahlreiche Kundgebungen in allen Teilen Englands, doch ließ die Begeisterung der alten Mitglieder mehr und mehr nach, worüber auch nicht ein schwacher Zuzug von neuen Mitgliedern hinwegtäuschte. Die verschiedenen Ortsgruppen sind lose Klubs. In Hunderten von Familien urteilte man nur lächelnd und kopfschüttelnd über die nicht ernst zu nehmenden Schwarzhemden. Korruption kam bei den höheren Parteioffizieren in steigendem Maße vor und die Konjunkturjäger enthoben so manchen Idealisten und alten Kämpfer willkürlich seines Amtes. Im Oktober erklärten mehrere Parteigruppen West-Londons und West-Englands, daß sie bereit wären, Mosley zu folgen, sich aber keineswegs von unfähigen Unterführern wie Vieh behandeln ließen, nur um Objekt krankhafter Führergelüste zu sein. Diese innere Krisis war im großen Hyde-Park-Treffen am 9. September auch nach außen erkennbar. Mit welchem Pomp wurde dies größte aller politischen Treffen englischer Geschichte propagiert! In den frühen Nachmittagsstunden strömten bereits Tausende von Schaulustigen zum Hyde-Park, und gegen 17 Uhr hatte ich Mühe, meinen seit Stunden verteidigten Platz in dem Menschengewoge von 150 000 zu halten. 4000 Polizeileute waren aufgeboden, die im Westen mit riesigen Plakaten und roten Bannern aufmarschierenden Kommunisten- und Judenscharen der Segendemonstration von denen im Osten heranrückenden Schwarzhemden auseinanderzuhalten. Hier bot sich einmal für Mosley eine selten günstige Gelegenheit, einer

Riesenmenge von Landsleuten seine Grundgedanken und Forderungen vorzutragen. Doch welche Enttäuschung! Nicht allein die klägliche Anzahl von knapp 3000 Schwarzhemden machte einen sehr hilflosen Eindruck, sondern die ganze Kundgebung wurde zur Farce, da Lautsprecher nicht aufgestellt werden durften und Mosley zu einer kleinen ihn umgebenden Schar von 200 bis 300 sprach, während mehrere seiner Unterführer ähnliche Grüppchen bildeten. Das Gros der übrigen Faschisten vertrieb sich pfeiferend teils im Grafe sitzend, teils stehend die Zeit, während inzwischen die Opposition die erdenklichsten Hetz- und Witzlieder ertönen ließ und für amüsanten Zeitvertreib sorgte. Uns anwesenden Deutschen war diese disziplinslose und schlaffe Haltung der jungen Faschisten gegenüber ihrem Führer einfach unbegreiflich. So wurde denn die seit Monaten angekündigte Riesenkundgebung für die breite Masse ein vergnügter Sonntagnachmittag, an den man mit stillem Lächeln zurückdenkt. Die Presse hatte neuen Stoff für gute Witze und war darin auch nicht sparsam. Kann man unter solchen Umständen überhaupt von faschistischem Geist sprechen? Von einer Organisation oder politischen Erziehung in unserem Sinne ist rein nichts zu merken, weil sie auch gar nicht existiert. Weiter als über die allgemeinen Begriffe vom korporativen Staat geht die politische Schulung des Parteimitglieds nicht hinaus. Mosley selbst konnte nur auf Grund seiner Redegewandtheit und mit Hilfe seines beträchtlichen Kapitals Anhänger finden. Mit seinem Geld finanzierte er eine Partei, in der er unumschränkt herrschen konnte. Anfangs versuchte er, die bereits erwähnten „British Fascists“ und „National Fascisti“ unter seiner Führung zu verschmelzen. Da er jedoch forderte, jedes Mitglied vorbehaltlos entlassen zu können, lehnten die besagten Bewegungen ab. Darauf versuchte er mit Hilfe von Bestechungen und Angebot von bezahlten Posten die beiden Parteien zu unterhöhlen. Selbst vor Anwendung von Gewaltmitteln schreckte er nicht zurück und dehnte diesen Kampf auch auf die „Imperial Fascist League“ aus, zu deren Versammlung in Trinity Hall er Kaufbolde sandte, die einen alten General niederschlugen und eine Reihe von Frauen verletzten. — Zusammenfassend möchte ich sagen, daß es gegenwärtig noch sehr schwer ist, zu einem abgerundeten Ergebnis über den englischen Faschismus zu kommen. Die Mosley-Bewegung ist zur Zeit zahlenmäßig die stärkste faschistische Bewegung in England. Viele Parallelen lassen sich mit dem italienischen Faschismus feststellen; nur sehr wenige mit dem Nationalsozialismus. Eine Weltanschauung fehlt vollkommen. Der korporative Staat unter dem Motto „Britain First“ bildet die Hauptforderung: Autarkie ist das weitere Ziel. Die kürzlich stattgefundenen antisemitischen Kundgebungen sind auf Drängen einflußreicher Mitarbeiter Mosleys erfolgt, doch nicht weltanschaulichen, rassenbewußten Ursprungs. Bis vor wenigen Monaten noch war es den Rednern von Mosley verboten, die Judenfrage in Versammlungen anzuschnitten, weil er selbst enge Beziehungen zu Juden pflegte und sie immer noch nicht gänzlich aufgegeben hat. Keine

Propaganda innerhalb der Partei ist erlaubt, die zur Schulung in der Judenfrage beitragen könnte. Mosley selbst ist offenbar nicht nordischen Blutes. Niemals war irgendwelche Propaganda gegen die Freimaurer erlaubt gewesen, und tatsächlich sind viele seiner einflussreichen Führer Freimaurer. Mosleys Vorbild ist Mussolini, dessen Gast er bereits in Rom war, und nicht Hitler. Wenn Mosley dem Temperament seiner nordischen Anhänger kein besseres Verständnis entgegenbringt, seinen Stab nicht reorganisiert und einwandfreie Stellung zur Judenfrage nimmt, wird er kaum größere Erfolge erreichen. Ob der Faschismus in England überhaupt eine Zukunft hat, ist zumindest sehr zweifelhaft. Wenn auch das parlamentarische System gegenwärtig große Mängel aufweist, so darf doch nicht vergessen werden, daß England noch nie in seiner Geschichte von ernster Kommunistengefahr bedroht war, die eine faschistische Gegenaktion beschleunigen würde, daß es trotz wirtschaftlicher Krisen durch keine Inflation und deren schwere Folgen gegangen ist, daß das politische Interesse vornehmlich des Mittelstandsengländers erschreckend gering ist und sein konservativer, an der Tradition festhaltender Gedankenkreis viel zu schwerfällig ist, revolutionäre Neuerungen schnell aufzunehmen, daß dem Engländer im allgemeinen uniformierte, disziplinierte Organisationen zuwider sind. Außerdem geht es dem Mittelstandsengländer im Vergleich zu deutschen Verhältnissen wirtschaftlich viel zu gut, als daß er sich zunächst unsicheren Experimenten aussetzen würde. Der englische Jude hat es bis zum gewissen Grade verstanden, sich der Gentlemannatur des Engländers anzupassen und stellt somit einen weniger auffallenden Typus im Vergleich mit dem in Deutschland bestens bekannten Ostjuden dar, so daß er nicht so unangenehm auffällt, wenn auch durch die deutschen Emigranten eine gewisse Aenderung eingetreten ist. — In rassebewußten englischen Kreisen hält man Mosley nicht für verlässlich genug und geeignet, das große englische Imperium nordischer Bestimmung entgegenzuführen. Dagegen erscheint auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse eine Koalition des Mosley-Faschismus mit den Konservativen durchaus im Bereiche der Möglichkeit.

Hans Schöber

---

---

**Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde!**

---

---

# Schöpferisch anregende und versagende Dramenkritik

Von Kurt Paqué

Was in der letzten Zeit über Kritik und ihre Aufgaben gesprochen und geschrieben wurde, ist bestimmt nicht wenig. In vielen Broschüren und Zeitungsartikeln wurden ebensoviel Forderungen erhoben. Leider aber stellte jede einzelne dieser Forderungen der Kritik immer wieder andere Aufgaben, und zwar so grundverschiedene Aufgaben, daß, wollte die Kritik nur einigermaßen diesen vielen Vorschlägen gerecht werden, sie viele Wege hätte beschreiten müssen, und ob dann einer von ihnen wirklich zur letzten Aufgabe, zur schöpferischen Kritik, geführt hätte, bleibt mehr als fraglich.

Und was wurden da nicht alles für Forderungen gestellt! Hören wir: „Die Kritik hat der neuen aufstrebenden Dichtergeneration gegenüber milde und nachsichtig zu sein, denn die Kritik muß berücksichtigen, daß der nun zu Worte kommende Dichter jahrelang unterdrückt worden ist und sich jetzt erst auf der Bühne zurechtfinden muß.“ Andere wieder stellten die gutgemeinte, aber billige Forderung, der Kritiker habe nur zu prüfen, ob ein Werk im Sinne des Nationalsozialismus auch genügend nationalsozialistisch sei. Ein dritter wieder schrieb: der Kritiker habe den jungen Dichter nur zu fördern. Der Kritiker solle doch bedenken, daß alles, was heute auf der Bühne erscheint, doch schon durch soundsoviel Instanzen gegangen sei und deshalb doch kein so großer Unfug mehr sein könne. Es müßten doch Werte in diesen Werken stecken, und seien sie auch nur Stäubchen der Ewigkeit. Die unsinnigste Forderung aber, die erhoben wurde, war die, die ernstlich verlangte, der Kritiker dürfe heute nicht mehr das Können bewerten, da es ja doch nur etwas Artistisches und nur das Äußere der Kunst sei.

Berechtigung und Beachtung dieser — aus dem Wust herausgenommenen — Forderungen findet bei einer genaueren Prüfung nicht eine. Es ist lächerlich, zu meinen, ein dramatischer Dichter müsse sich erst auf der Bühne zurechtfinden. Sollte es wirklich so etwas geben, dann kann das nur als Stümperei angesehen werden, der wirkliche Dramatiker beherrscht die Bühne, ohne sie zu kennen, und braucht sich nicht erst zurechtzufinden, er beherrscht sie aus innerer Berufung. Die, die sich noch zurechtfinden sollen, können nicht bühnenreif sein und dürften deshalb gar nicht erst aufgeführt werden.

Weiter ist es sehr einfach, zu schreiben, der Kritiker habe den Dichter zu fördern, wenn man nicht hinterher zu sagen braucht, wie diese Förderung aussehen soll und nach welchem Maßstab sie sich zu richten hat. Auch die Ansicht, daß in den Werken, die heute aufgeführt werden, Werte stecken, und seien es auch nur Stäubchen der Ewigkeit — was wohl entschuldigen soll —, mutet beinahe grotesk an. Wenn ein Werk nicht mehr an Wert besitzt als nur Stäubchen, dann muß es eben so herunterkritisiert werden, daß nur diese Stäubchen übrigbleiben, denn es ist ja Aufgabe der Kritik, die Werte festzustellen.

Sieht man solche Forderungen gestellt, muß man, ohne boshaft sein zu wollen, auf den Verdacht kommen, dies alles sei nur geschrieben worden, um den

tieferen Sinn der Kritik zu vermischen, und habe nur den Zweck, das Recht der Kritik einzuengen. Weiter mutet es an, als seien diese Forderungen versteckte Bitten um Gnade an die Kritik, die nur den Zweck haben sollen, die selbst erkannte Unzulänglichkeit vor berechtigten Angriffen zu schützen. Es ist unsinnig und unverantwortlich, allen Ernstes zu behaupten, zuerst müsse die Gesinnung anerkannt und gelobt werden. Niemals! Das hieße dieselbe Forderung aufstellen, die auch die Literaten des verflorenen Systems stellten, damit aber nichts anderes bezweckten, als die eigenen Machwerke als Kunst hinzustellen. Der wirkliche Dramatiker, der die Bedeutung und Schwierigkeiten des Dramas kennt und sich mit Verantwortung um diese Kunst müht, wird immer die Kritik wünschen und fordern, und zwar, weil er weiß, daß sie ihm seine Schwächen und Fehler aufzeigt und er dadurch an ihr lernen kann. Aus diesem Grunde ist auch die Forderung, das Können des Dramatikers als nur etwas Nebenfächliches anzusehen, falsch und heißt, das Drama an sich selbst zugrunde gehen zu lassen. Gerade heute ist das Können entscheidend! Diese Forderung kann gar nicht oft genug gestellt werden! Und wenn Reichsminister Dr. Goebbels einmal sagte: „Wir können aus einem großen Künstler vielleicht einen guten Nationalsozialisten machen, niemals aber aus einem guten Nationalsozialisten — weil er ein guter Nationalsozialist ist — einen großen Künstler“, dann hat er genau dasselbe ausgesprochen: in der Kunst entscheidet neben der Gesinnung immer noch das Können, niemals aber nur die gute Gesinnung. Können kommt bekanntlich von Erkennen: Also ist Können eine Sache der Erkenntnis und niemals etwas Artistisches. Wenn man innerhalb der Dichtung von Artistik reden will, muß man zu den Literaten einer überholten Zeit gehen, denn sie waren im schlechtesten Sinne Artisten, noch deutlicher gesagt, sie waren Akrobaten des Wortes, und ihnen war die Sprache, das Wort, auch nicht Geist, sondern nur Materie, Stoff, dem sie ganz nach Belieben die Glieder verrenkten oder so zurechtbogen, wie sie es für ihr arteigenes Handwerk gerade brauchten. Von dem kommenden Dichter aber — um den es hier geht — ist anzunehmen und zu hoffen, daß er im Sinne des Wortes wieder Sprachschöpfer und Sprachbildner wird und die Sprache sein schönstes und ureigenstes Erlebnis ist. Genau so hat es der Dramatiker aber auch mit der Technik des Dramas zu halten. Auch hier hat Rhythmus und Dramatik des Lebens ihm wieder Vorbild zu sein, und zwar ungekünstelt und unentstellt, so wie es ein wirklicher Dichter empfindet und erkennt. Eine dramatische Artistik in der Art von Georg Kaiser, Hanns Henny Jahn und Bert Brecht aber ist auf das energischste abzulehnen. Geht der Dramatiker so an sein Werk heran und versucht er sein Schaffen auf diese Erkenntnis einzustellen, braucht er bei der Kritik nicht mehr um Gnade zu bitten, und er braucht die Kritik dann auch nicht mehr zu fürchten. Er geht dann nur noch den Weg der Dichtung und wird die Kritik sogar wünschen, denn er weiß jetzt, daß die Kritik der Widerstand ist, den er, um immer wieder zur Selbstkritik und zur Erkenntnis seiner Schwächen zu gelangen, auf seinem Wege zur Vervollkommnung braucht. Dazu ist aber eine Kritik notwendig, die bewußt er g ä n z e n d e r Widerstand sein will, also durch ihren Widerstand Mängel beheben und die richtigen Wege weisen will. Sieht der Kritiker

So seine Aufgabe, wird sich seine Arbeit mit der des Dichters auch ergänzen und seine Kritik schöpferisch anregend werden.

Damit aber kommen wir zu dem wundesten Punkt der Kritik. Die national-sozialistische Revolution hat die Eigenart gehabt, auf verschiedene Kritiker-gemüther berechtigt lähmend zu wirken, und sie alle sind nun, durch die unsinnigen am Anfang aufgezeichneten Forderungen bestärkt, unter die ewig zufriedenen und hemmungslos Einverständenen geraten. Andere wieder haben sich es zur Aufgabe gemacht, nur darauf zu achten, ob auch eine national-sozialistische Tendenz vorhanden ist, und was an wirklichen Kritikern, die sich ernsthaft mit einem Werk auseinandersetzen, übrigbleibt, ist traurig wenig. Vielfach bleiben aber auch sie noch am Außen des zu kritisierenden Werkes hängen und beschreiben gewissermaßen nur den jeweilig erhaltenen Gesamteindruck, gehen nicht kritisch streng auf die Höhen und Tiefen des Stückes ein und bleiben, da sie den Autor nicht streng zum Erkennen seiner Schwächen zwingen, ebenfalls ohne schöpferische Anregung und versagen. Genau so geht es nicht an, daß der Kritiker nur schreibt, da und dort ist etwas falsch. Wenn er behauptet, daß in dem kritisierten Werk etwas falsch ist, dann muß er auch sagen können, warum es falsch ist, und zeigen können, wie es vielleicht besser gemacht worden wäre. (Siehe Lessing.)

Um zu einer schöpferisch anregenden, also aufbauenden Kritik zu kommen, ist es notwendig, daß der Kritiker sich endgültig zum Lehrer des jungen Dichters aufschwingt. Bedingung dabei aber ist, daß der Kritiker das Wesen sowie die Gesetze des Dramas kennt und auch seine Technik restlos beherrscht. Erst wenn der Kritiker mit diesen Voraussetzungen an ein Werk herangeht, hat seine Kritik Berechtigung und der Dichter wird dann auch auf ihn hören. Wenn dem Dramatiker dann vorgehalten wird, im Aufbau seines Werkes seien die und die Fehler, das hätte nicht so, sondern so sein müssen, oder an dieser Stelle ist die und die Situation falsch, weil hier plötzlich der Charakter der Hauptgestalt verändert wird, und sie hätte deshalb nicht so, sondern so handeln müssen, dann wird der Dramatiker sich, wenn er ein Künstler und kein Theaterhandwerker ist, auch mit diesen Einwänden auseinandersetzen und seine Fehler anerkennen. Würde dieser Zustand endlich erreicht werden, wäre das idealste Verhältnis zwischen Kritiker und Dichter geschaffen: beide würden dann nicht mehr ergebnislos und negativ nebeneinander herlaufen, sondern sich durch wechselseitige Erkenntnisse vervollkommen und in die Lage gesetzt werden, wirkliche Werte zu schaffen. Auch der Kritiker könnte dann (siehe Lessing) Bedeutenderes schaffen, seine Kritiken brauchten dann nicht bloß literarische Eintagsfliegen zu bleiben, sondern könnten zu richtungweisenden Werken werden. Und fast scheint es, als wird unsere dramatische Dichtung auch dann erst wieder echte Werte und wirkliche Werke schaffen können, wenn eben dieser Kritiker da ist. Beweis: So wie die Anfänge der großen klassischen Dichtung ohne Lessing nicht zu denken sind, so ist auch die kommende Dichtung nicht ohne den großen Kritiker zu denken. Und daß dieser Kritiker dann — um es noch einmal zu wiederholen — die dramatische Dichtung erkannt haben muß, um schöpferisch kritisieren zu können, beweist ebenfalls Lessing, und zwar dadurch, daß er nicht nur Kritiker, sondern auch Dichter war.

# Kleine Anmerkungen

Von Alfred Heine

Eine Bibliothek sei kein Museum von Bücherrücken, sondern ein lebendiger Chor von Stimmen tiefsten Lebens.

\*

Alle Bücher, die wahrhaft eine Seele haben, gehen wie jede Seele zu Gott.

\*

Rast der ins Ewige wandernden Seele hält der Dichter, wenn er das Buch schreibt. Raste mit ihm — aber versuche auch dann, mit ihm weiterzuwandern.

\*

Die meisten modernen Bücher sind viel zu sehr Modepuppen geworden; sie haben fast alle einen Schnitt, der gerade gang und gäbe ist. Kommt eine neue Mode auf, verschwinden sie für immer. Dichter und Leser müssen wieder mehr Mut zum persönlichen Geschmack bekommen.

\*

Viele geben Geld für Gesellschaftsabende aus, über deren Fadheit und Leere sie sich ärgern. Wenn sie die Hälfte des Geldes für Bücher verwerteten, würden sie glücklicher sein.

\*

Jede echte Dichtung demaskiert erbarmungslos ihren Schöpfer. In ihrem Spiegel muß sich auch der Leser entlarven. Dichtung schafft Wahrheit.

\*

Lies, was du lebst, und lebe, was du liest. Das soll heißen: Laß Bücher, und wenn sie noch so gelobt und hochgeschrieen werden, ruhig links liegen, wenn sie dir gar nichts zu sagen haben.

\*

Nichts ist zuweilen schöner und charakterbildender, als ein schlechtes Buch ungelesen in die Ecke zu pfeffern.

\*

Es gibt eitle, selbstbeweihräuchernde Bücher, die mit Börsenkreide geschrieben sind, jedes Wort eine Mark fuffzig. Lies nur solche, aus denen es dichtet, weil es dichten muß.

\*

Wenn ein gutes Buch dich dennoch langweilt, stell es in den Bücherschrank zurück. Seine Stunde wird kommen, da wirst du zu ihm eilen wie ein Verdürstender zum Waldquell.

\*

Seitenblick in das nervöse Zeitgetriebe: Es gibt, glaube ich, schon mehr schöne Bücher als schöne Seelen auf der Welt.

\*

Lesen bildet. Wen es aber nicht demütigt, sondern eingebildet macht, der bleibt ungebildet.

# NS.-Kulturgemeinde

## Was will der „Werkring“ der NS.-Kulturgemeinde?

Die der NS.-Kulturgemeinde von ihrem Reichsleiter Alfred Rosenberg, dem vom Führer beauftragten Leiter für die gesamte weltanschauliche Schulung der Bewegung und des deutschen Volkes, gestellte Aufgabe, eine neue deutsche Volkskultur zu schaffen und im ganzen deutschen Volke zu verankern, erfordert, daß über die bestehenden „Besuchergemeinden“ der NS.-Kulturgemeinde hinaus alle diejenigen deutschen Volksgenossen in einer kulturellen Kampfgemeinschaft zusammengeschlossen werden, bei denen auf Grund eigener künstlerischer Betätigung oder starken kulturellen Interesses der Wunsch, sich auch auf kulturellem Gebiet in den Dienst der Volksgemeinschaft zu stellen, vorausgesetzt werden kann. Bei der Gründung der NS.-Kulturgemeinde im Herbst 1934 war für diesen Zweck die Schaffung einer „Fördergemeinde“ vorgesehen, deren Grundlage die Mitglieder des bisherigen „Kampfbundes für deutsche Kultur“ bilden sollten.

Die NS.-Kulturgemeinde Gau Schlesien hat in den letzten Wochen sorgfältige organisatorische Vorbereitungen getroffen, um diese „Fördergemeinde“ unter der Bezeichnung

„Werkring der NS.-Kulturgemeinde

Anfang 1935 für Schlesien aufzubauen. Der Name „Werkring“ wurde gewählt, weil durch ihn die Aufgaben, die dieser Gliederung der NS.-Kulturgemeinde gestellt sind, klar zum Ausdruck kommen. Im „Werk“ sollen sich alle künstlerisch tätigen Menschen vereinen und im „Ring“ alle diejenigen Volksgenossen, die tätigen Anteil am Werk nehmen, die aus echter nationalsozialistischer Geisteshaltung heraus gewillt sind, die geistige Richtung dieser Kampfgemeinschaft ins Volk zu tragen.

Die NS.-Kulturgemeinde fordert hiermit alle früheren Mitglieder des „Kampfbundes für deutsche Kultur“ auf, dem „Werkring“ der NS.-Kulturgemeinde beizutreten, der die alte Tradition des „Kampfbundes für deutsche Kultur“ fortsetzen wird. Sie bittet darüber hinaus auch alle anderen schlesischen Volksgenossen, sich dem „Werkring“ anzuschließen,

die an den der NS.-Kulturgemeinde gestellten Aufgaben mitwirken wollen. In den „Werkring“ gehören weiterhin jene Volksgenossen, die wegen zeitlicher Verhinderung oder aus anderen Gründen keiner der vorhandenen „Besuchergemeinden“ beitreten können. Rückhaltloses Bekenntnis zum Nationalsozialismus, arische Abstammung sowie Nichtzugehörigkeit zu einer Loge sind Voraussetzungen zur Mitgliedschaft. Innerhalb des Breslauer „Werkringes“ ist die Schaffung folgender Arbeitsgemeinschaften vorgesehen:

Theater

Musik- und Konzertwesen

Schrifttum und Vortragswesen

Bildende Kunst.

Eine wesentliche Aufgabe des „Werkringes“ in Breslau wird darin bestehen, die vielfältigen auseinanderstrebenden Erscheinungen und Äußerungen der verschiedenen Kunstgebiete zu einer vom Nationalsozialismus aus bestimmten künstlerischen und kulturellen Einheit zu formen und so dazu beizutragen, dem Kulturleben der Stadt Breslau lebendigen Inhalt, klare Form und damit eine — nach innen und außen wirkende — Bedeutung zu geben. Die Arbeit des „Werkringes“ soll sich jedoch nicht auf die Erfüllung der besonderen Aufgaben, die gesetzlich anderen Organisationen vorbehalten sind, erstrecken. Zur Vorbereitung und — soweit durchführbar — zur Durchführung seiner Aufgabe wird der „Werkring“ regelmäßige Arbeitstagungen veranstalten, und zwar:

**Arbeitsgemeinschaft für Theater:**

am 1. Mittwoch in jedem Monat, 23 Uhr.

**Arbeitsgemeinschaft für Musik- und Konzertwesen:**

am 1. Montag in jedem Monat, 20,30 Uhr.

**Arbeitsgemeinschaft für Schrifttum und Vortragswesen:**

am 2. Montag in jedem Monat, 20,30 Uhr.

**Arbeitsgemeinschaft für bildende Kunst:**

am 1. Freitag in jedem Monat, 20,30 Uhr.

**Der gesamte „Werkring“:**

am 3. Montag in jedem Monat, 20,30 Uhr.

---

---

**Kaufe bei Miko • Miko ist billig • Miko ist gut**

---

---

1. Im Mittelpunkt einer jeden Arbeitstagung soll ein kurzes Referat stehen, das ein im Augenblick wichtiges allgemeines oder besonderes Thema behandelt. Es wird Wert darauf gelegt werden, die sich hierbei ergebenden Beziehungen zum nationalsozialistischen Gedankengut aufzuzeigen und in einer folgenden Aussprache diese Erkenntnisse auszuwerten und Wege zu ihrer praktischen Anwendung zu finden. Dabei werden die Arbeitstagen der Arbeitsgemeinschaften in erster Linie ihre Fachgebiete behandeln.
2. Weiter sollen die letzten künstlerischen und kulturellen Veranstaltungen weniger kritisch als vielmehr in ihrer Geltung und Bedeutung für eine vom Nationalsozialismus aus bestimmte Kulturentwicklung besprochen und ausgewertet werden.
3. Sollen durch Anregung und Ueberlegung weitere Veranstaltungen vorbereitet und Wege gefunden werden zu ständig fortschreitender und sich vertiefender nationalsozialistischer Kulturgegestaltung.

In der allgemeinen Arbeitstagung des „Werkringes“, an der die Mitglieder aller Arbeitsgemeinschaften teilnehmen, werden die für die weitere Arbeit wichtigsten Ergebnisse der vorausgegangenen Einzeltagen zusammengefaßt werden.

### Rechte und Pflichten der Mitglieder des „Werkringes“

Die Mitglieder des „Werkringes“ haben zu allen Veranstaltungen der NS.-Kulturgemeinde (Oper — Schauspiel — Konzerte usw.) dieselben Vergünstigungen, wie die Mitglieder der Besucher-gemeinde. Sie erhalten also auch dieselben bedeutend verbilligten Eintrittskarten für die Theater, ohne sich zur Abnahme mehrerer Vorstellungen und für bestimmte Tage verpflichten zu müssen.

Die Beitragsätze betragen:

- a) einen Jahresbeitrag von . 1,— RM.
- b) einen Monatsbeitrag von mindestens . . . . . —,80 RM.

Die NS.-Kulturgemeinde wird denjenigen Personen, für die die Beiträge zum „Werk-

ring“ wegen besonderer Notlage wirtschaftlich untragbar sind, entsprechende Beitrags-erleichterungen sowohl für den Jahresbeitrag als auch für die Monatsbeiträge einräumen. An den Beitragsätzen wird bei Klarlegung besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse keine Aufnahme scheitern. Andererseits hofft aber die NS.-Kulturgemeinde, daß die wirtschaftlich bestgestellten Volksgenossen auch einen freiwilligen Mehrbeitrag aufbringen, durch den die in vielen Fällen notwendigen Beitrags-erleichterungen wieder ausgeglichen werden und daß so gerade die wirtschaftlich bestgestellten Kreise ihr Interesse am kulturellen Aufbau auch durch ein wirtschaftliches Opfer bezeigen.

Die NS.-Kulturgemeinde wird alles daran setzen, um neben dem weiteren Ausbau der vorhandenen Theater-Besuchergemeinde in unserer schlesischen Hauptstadt einen großen und dadurch besonders leistungsfähigen „Werkring“ zu schaffen. Zu gleicher Zeit wird in den in unserer Provinz vorhandenen 61 Ortsverbänden der NS.-Kulturgemeinde mit dem Aufbau der örtlichen „Werkringe“ begonnen werden. Schlesische Volksgenossen, niemand darf beiseite stehen, wenn es um die kulturellen Belange Schlesiens, um den Ausbau eurer schlesischen Heimat zum Kulturbollwerk des deutschen Ostens geht. Schlesier, eure Heimat ist reich an Kulturdenkmälern aus vergangenen Jahrhunderten, Schlesien hat dem Reich unzählige bedeutende Künstler geschenkt. Schlesische Volksgenossen, zeigt nun, daß ihr willens seid, diesen Reichtum an künstlerischen Werten, auf den Schlesien mit Stolz zurückblicken kann, weiter auszubauen, daß ihr bereit seid, auf den vorhandenen großen Werten eine neue schlesische, aus echter nationalsozialistischer Geisteshaltung geborene Volkskultur zu schaffen, indem ihr euch eingliedert in die große kulturelle Kampfgemeinschaft der NS.-Kulturgemeinde. Erklärt euren Beitritt als Mitglied des „Werkringes“ oder der örtlichen Theater-besuchergemeinde. Anmeldungen nehmen die einzelnen Ortsverbände entgegen. Beitritts-erklärungen aus Orten, in denen noch keine Ortsverbände vorhanden sind, sind direkt an die

„NS.-Kulturgemeinde, Gaudienstelle  
Schlesien“, Breslau 5, Gartenstr. 39/41

zu richten.

Br.

Oberhemden • Krawatten  
Herrenwäsche-Fabrikation

**MIKO**

Hausanzüge • Unterwäsche  
Inh.: H. Strunz, Kais.-Wilh.-Str. 12

## Kristall \* Porzellan \* Steingut

Tafel- und Kaffeegeschirre, Bestecke  
finden Sie in großer Auswahl und  
in allen Preislagen im Kunstgewerbehaus



## Werbung für die Breslauer Schauspielbühnen

Die NS.-Kulturgemeinde, Ortsverband Breslau e. V., hat mit Unterstützung des Städtischen Kulturamtes im Dezember 1934 eine große Werbeaktion für die um ihre Existenz ringenden Breslauer Schauspielbühnen (Lobe- und Gerhart-Hauptmann-Theater) begonnen, die sich bis Ende Januar 1935 erstrecken soll.

Es war von vornherein klar, daß sich die Umwälzung, die der Nationalsozialismus auch auf künstlerischem Gebiet mit sich brachte, für die Schauspielbühnen in ungleich stärkerem Maße auswirken mußte, als dies bei den Opernbühnen der Fall war. Die Opernbühnen können auf ein bedeutend größeres „klassisches“ Repertoire zurückgreifen, das den Schauspielbühnen in diesem Ausmaß fehlt. Der Mangel an zeitnahen Stücken, die die Schauspielbühnen, die lebendiger Ausdruck ihrer Zeit sein sollen, brauchen, wird sich von heute auf morgen nicht aufheben lassen, zumal, da man die Konjunktur-Schriftsteller nicht zu Worte kommen lassen will und darf. Eins aber muß jenen Kritikern in aller nötigen Schärfe entgegengehalten werden, die glauben, die meisten der heutigen Theaterstücke in Grund und Boden schlechtmachen zu müssen, so schlecht, wie man sie haben möchte, sind unsere heutigen Theaterstücke nicht, zumindest schon, weil sie drei Vorzüge aufweisen, die keins der früheren Stücke besaß. Man merkt ihnen, wenn auch manchmal erst schwach spürbar an, daß sie aus grundsätzlich anderer Geisteshaltung gestaltet wurden. Man erkennt den Willen der Dichter, für die Volksgemeinschaft zu schaffen, und sie sind im großen und ganzen erfüllt von wirklicher sittlicher Sauberkeit.

Es lohnt sich heute schon, die Schauspielbühnen zu besuchen und es wird sich noch weit mehr lohnen, wenn die Schauspielbühnen wieder den alten guten Besuch aufweisen und dadurch jungen Talenten der Anreiz gegeben wird, neue zeitnahe Stücke zu schreiben, weil sie dann wissen werden, daß diese Stücke auch aufgeführt werden können.

Die NS.-Kulturgemeinde hat zur Förderung des Besuchs der Breslauer Schauspielbühnen

ein Werbeabonnement aufgelegt, das in der Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1935 sechs Pflichtvorstellungen, je drei im Lobe- und Gerhart-Hauptmann-Theater vorführt. Die Preise für dieses Werbeabonnement wurden abgestuft nach den sozialen Verhältnissen, dem Einkommen und der Kinderzahl. Die Höhe der Lohn- und Einkommensteuer — die bekanntlich ab 1. 1. 1935 diese Verhältnisse berücksichtigt — bot die willkommene Gelegenheit zu sozial gerechter Abstufung. Das Werbeabonnement verpflichtet nur zum Besuch von monatlich einer Vorstellung. Für denselben billigen Preis kann jede weitere Vorstellung im Schauspiel nach freiem Ermessen besucht werden. Die Eintrittspreise sind in drei Gruppen gestaffelt, denen die monatliche Höhe der Einkommen- bzw. Lohnsteuer zugrunde liegt:

Gruppe A: bei monatl. Einkommenbesteuerung bis 5,— RM.

Gruppe B: bei monatl. Einkommenbesteuerung von 5—20,— RM.

Gruppe C: bei monatl. Einkommenbesteuerung über 20,— RM.

Die Einschreibgebühr beträgt 0,20 RM.

Der Preis für einen zweiten Parkett- oder Logenplatz beträgt in der Gruppe A im Lobe-theater nur 0,90 RM., im Gerhart-Hauptmann-Theater nur 0,50 RM.

Die NS.-Kulturgemeinde und das Städtische Kulturamt führen die Werbeaktion im Einvernehmen und mit Unterstützung aller Breslauer Parteideinstellen mit ihren gesamten Unter-Gliederungen, sowie mit Unterstützung aller Breslauer Vereine durch Propagandaredner der NS.-Kulturgemeinde besuchen gemeinsam mit Künstlern der Theater jede größere Parteiverammlung oder andere Veranstaltungen, um für die Theater zu werben. Diese außerordentlich lebendige Form der Werbung hat sich bereits so gut bewährt, daß mit einem erfolgreichen Abschluß der großen Werbeaktion gerechnet werden kann.

Zr.

# Schrifttum · Buchbesprechung

**Das Gesicht Schlesiens.** Landschaft, Volk und Wirtschaft. 142 Aufnahmen von **Hanns Semm.** Verlag Alfred Frißche, Buchhandlung, Breslau. Kartoniert im Umschlag 3 RM.

Das Gesicht eines Menschen ist Ausdruck seines Inneren, das Versenken in seine Züge kann uns eine Offenbarung werden, und besonders gilt es für diejenigen, die uns durch vertrauten Umgang lieb und teuer geworden sind. Ihnen werden wir Wünsche und Hoffnungen, Schmerz und Freude ablesen können, wenn wir sie recht anzuschauen wissen. „Offene Augen helfen erkennen“, das Wort bewahrheitet sich dann in höchstem Maße.

Ebenso ist es, wenn wir das Antlitz der Menschen im weiteren Umkreis und das Gesicht ihrer Heimat zu betrachten wissen. Semm ist ein solch begnadeter Mensch, der bei vielem Wandern in Schlesien das Rechte, das Bezeichnende herausfand. Eine Fülle von Lichtbildern haben schon Zeugnis davon abgelegt. Nun geschieht es in besonders schöner Weise in dem vorliegenden Buche. Es war gewiß nicht leicht, aus der Vielgestaltigkeit unserer Heimat eine Auswahl zu treffen. Denken wir nur an die Landschaft in ihrer Mannigfaltigkeit, an die Seen im Osten, an den Oderstrom, die sanften Hügelketten, die hohen Berge und die weite Heide, so ist schon Anlaß zu vielen Bildern. Und wie oft steht Schlesien an erster Stelle im Reich. Bei Strehlen sind die größten Steinbrüche, Altwasser besitzt eine der größten Porzellanfabriken, Teiche begegnen uns so zahlreich wie sonst kaum noch einmal im Vaterlande. Von alledem gibt uns das Buch reiche Kunde. Nicht durch eine großartige

Einleitung und durch besonders geprägte Worte bei den Unterschriften erfahren wir es, Semm konnte einfach die Bilder aneinanderreihen, und sie sprechen zu uns ihre Sprache, sie geben uns die Sonne, das Licht und den Duft der Welt wieder, dem sie ihr Dasein verdanken.

Gehöfte, Wald- und Dorfanlagen tun es in gleicher Weise wie die Gesichter der Erbhofbauern, Kumpel und Industriearbeiter. Dann wieder spürt man, daß die frischen Mädchengesichter den Trachten einen besonderen Reiz verleihen. Bauernstuben und Volksbrauch harmonisieren mit den schönen Gewändern. Endlich entfaltet sich noch einmal der ganze Reichtum Schlesiens in den Städtebildern, in den malerischen Winkeln, dem Treiben auf den Märkten, in der Stille der Gotteshäuser und in der Wucht der Industrieanlagen. Einzelnes hervorzuheben ist unnötig, man weiß auch nicht, was gerade zuerst genannt werden soll. Das Buch offenbart überall die Schönheit unserer Heimat. Hoffentlich findet es reichen Widerhall in Schlesien, im In- und Auslande. Dann wäre sein Zweck erreicht, und wir dürften bald mit dem späteren Bande rechnen, von dem das Vorwort spricht.

Dr. Arnold Wienick e.

**Sudetenschlesische Volkslieder.** Herausgegeben von **Walther Steller,** Bilder von Max Odoj. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1934. Geh.

In der Reihe der „Landschaftlichen Volkslieder“ ist Schlesien an erster Stelle vertreten. Zehn Jahre sind seit dem Erscheinen dieses Bändchens vergangen. 1927 folgten

## Humboldt-Verein für Volksbildung e.V.

Breslau, Altnesstraße 10

Ruf 279 32

Vorträge, Vorlesungen, Führungen und Unterhaltungsabende.

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des Humboldt-Vereins erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte und ähnliche Veranstaltungen.

die „Pieder aus der Grafschaft Glaz“. Nun liegt eine dritte Sammlung des schlesischen Raumes vor. In ihr wird die Weite unserer Heimat besonders deutlich. Jenseits der Sudeten, von Reichenberg bis zum Quellgebiet der Oder finden wir verwandte Sitten. „Deutsch ist das Empfinden des sudetenschlesischen Menschen, der sein Volkstum mit heischem Fühlen liebt und es gegen jegliches Fremde verteidigt. Deutsch ist auch sein Lied.“

Diese einleitenden Sätze des neuen Buches zeigen, wie wertvoll das dort bodenständige Gut für uns Schlesier ist. In allem begegnet uns gleiche Wesensart, die Gedichte und Weisen zeigen deutsches Empfinden. Hirten- und Wiegenlieder erinnern an die schlesischen Weihnachtsspiele. „Alfm Berge, da geht der Wind“ ist durch den „Zupfgeigenhaul“ längst Allgemeingut des Volkes geworden. Die sudetenschlesische Sammlung hat es in ganzer Ursprünglichkeit aufgenommen. Dadurch wird der Eindruck des Liedes eher verstärkt als geschwächt. Liebesfreud und Liebesleid, Abschied und Heimkehr begegnen in vielen Weisen, derbstrenge Töne fehlen nicht. Doch bisweilen wird man an Eichendorffs innige volkstümliche Pieder erinnert. Das Sinnen und Trachten des Landmannes erschließt sich besonders schön im „schlesischen Bauernhimmel“ oder in den prahlenden Versen vom Bauernstand.

Neun Bilder von Max Odoj unterstützen holzschnittartig die Stimmung von Wort und Lied. In einfachen Umrissen ist alles Wesentliche gesagt, und man spürt immer wieder die empfindende Kraft des Zeichners. Der heimkehrende Soldat, das böse Weib und die Hirten auf dem Felde verdienen besondere Beachtung. So ist das Bändchen mit Bildern und Weisen ein wertvolles Zeugnis von Volkstum und Brauch des großen schlesischen Raumes. Dr. W.

## Großtat im Theaterverlagswesen

Die billige Dramenreihe

von Albert Langan / Georg Müller

Wenn man auch zugeben muß, daß es wirtschaftliche Gründe gewesen sind, die lange Jahre die Theaterverlage veranlaßten, die dramatische Produktion jüngerer Dichter als unzugängliche Bühnenmanuskripte zu veröffentlichen, so darf dabei aber nie vergessen werden, daß diese Art der Veröffentlichung, die langsam Gewohnheit und Zustand wurde, auch ein großer Teil Bequemlichkeit und sachlich kaufmännische Überlegung war. Ein Theaterstück als vielfältiges Bühnenmanuskript herauszubringen ist für einen Verlag entschieden leichter und weniger kostspielig, als wenn dieses selbe Stück als Buch herausgebracht wird, und ohne Frage ist das Risiko des Verlages bei einer solchen Veröffentlichungsmethode erheblich geringer. Aber dieser — wenn auch bedeutende — Vorteil der Verleger, wurde für den jungen Nachwuchs des Dramas immer mehr zu einem Nachteil. Die jungen schaffenden Kräfte, die am Anfang ihres Weges fast immer ohne eine bestimmte Linie sind und deshalb sich ständig an neuen Werken orientieren müssen, bekamen die Werke, die ihnen einen Weg hätten zeigen können, da sie nur als „unverkäufliches Manuskript“ erschienen, nicht mehr in die Hände und verloren dadurch Vorbilder und Beispiele.

Jetzt endlich hat sich der Theaterverlag Albert Langan / Georg Müller entschlossen, wesentliche Werke seines Verlages in einer billigen Reihe als Buch herauszugeben. Das ist eine Tat, die aus mehreren Gründen höchste Anerkennung verdient. Erstens gibt sie dem jungen Dramatikernachwuchs wieder die Möglichkeit sich mit den neuesten



**Otto Brandt**  
Am Ohlauufer 18  
bekannt für **Möbel**  
wirklich gute

Verwechseln Sie mich nicht mit der jüdischen Möbelfirma gleichen Zunamens, aber anderen Vornamens!

Werken der Zeit auseinanderzusetzen, zweitens wird damit der echten und wirklichen dramatischen Dichtung ein neues Fundament gegeben und drittens ist es ein Anzeichen dafür, das auch im Verlagswesen ein neuer Geist eingezogen ist.

Bei der praktischen Schwierigkeit, in der sich viele Theater heute befinden, erfüllt eine solche Reihe zugleich auch den Zweck, ein wertvolles, aus der Zeit geborenes und für die Zeit wichtiges Drama mit einem Schlage in die Hände aller der Volksgenossen zu bringen, deren ortszuständiges Theater vorerst nicht in der Lage ist, das betreffende Werk zu spielen.

Zur Eröffnung der „billigen Dramenreihe“ sind drei wesentlich verschiedene Stücke erschienen. Als erstes Ernst Bacmeisters in Düsseldorf mit großem Erfolg gespieltes historisches Werk „Der Kaiser und sein Antichrist“, Eberhard Wolfgang Möllers letztes in Breslau aufgeführte Kampfdrama „Rothschild siegt bei Waterloo“, und das schelmische Volkspiel „Die Lügenwette“, das Hans Friedrich Blunck schuf. Hier stehen nebeneinander eine Religionstragödie aus kämpferischer Leidenschaft des Geistes, ein gestrafftes Angriffsstück und ein lebenswürdiges Unterhaltungstück aus Laune, Übermut und Humor. Die drei Dramenbände umfassen damit schon einen wesentlichen Teil des notwendigen dichterischen Spielplans. —

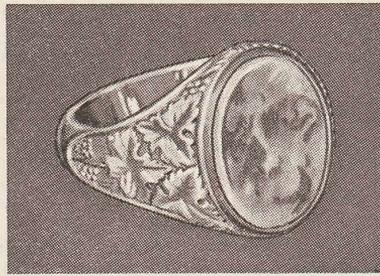
Schon heute darf man sagen, daß durch die billige Dramenreihe des Theaterverlages Pangen / Müller der Ort geschaffen ist, wo der deutsche Buchkäufer und der junge Dramatiker die wesentliche dramatische Produktion der Gegenwart finden wird.

Der **Eckardt-Verlag, Berlin-Steglitz**, bemüht sich seit einer Reihe von Jahren, also auch schon zu einer Zeit, wo Gemeines und Niedriges in der Literatur hoch im Kurse stand, um kulturelle Erneuerung des Volkstums. Es ist oft ein mutiger Kampf gegen Gottlosigkeit und gegen marxistisches Freidenkertum auf literarischem Gebiet geführt worden. Wir sind ehrlich genug, auch dieses einmal festzustellen und anzuerkennen.

„Eckardt-Kreis“ nennt sich eine Buchreihe, von denen der Schriftleitung Band 11, 13 und 14 vorliegen. Es sind geschmackvolle eingerichtete Bändchen. Band 11 nennt sich „Deutsche Ehe- und Elternbriefe“. Ausgewählt und herausgegeben von Anne und Hermann Hafz. Briefsammlungen gibt es in der Literatur recht viel. Die vorliegende gibt einen Querschnitt, was in der deutschen Familie an Briefen gewechselt wurden. Matthias Claudius schreibt an seine Kinder. Mozart an seine Frau. Die Königin Luise an ihren Vater. Briefe von Bismarck sind vorhanden. Aber es sind ausgesuchte Briefe, die von den Kleinheiten des Tages erzählen. Die kleine besonnte Welt, die die großen Geister unseres Volkes so erlebnisnah gestaltet und für wichtig hielten.

Band 13 „Wir gehen dahin“, als Untertitel „ein Trostbuch“. Kurt Ihlenfeld zeichnet als Herausgeber. Augustinus, Eichendorff, Mörike und Kierkegaard, um nur einige zu nennen, melden sich zu dem Thema „Trost“ zum Wort. Kurt Ihlenfeld weist in seinem Leitwort darauf hin, daß aus dem Buche die Stimme der Erfahrung redet. „Der Sinn des Leidens liegt jenseits aller menschlichen Wahl in dem, der der Herr und Meister aller Schickung ist.“ Wir glauben, daß vielen Menschen die vorliegende Schrift wirkliche Wegweisung aus Not und Leid sein kann. Daß die wirkliche Überwindung

**Aviatik**  
**Schlesiens neue Qualitäts-Zigarette.**  
Sammelbilder: Wunder der Technik in Gegenwart und Zukunft  
Aviatik Zigarettenfabrik G. m. b. H. Breslau.



*Gediegener Schmuck  
Apartes Silber  
Gute Uhren  
Große preiswerte Auswahl*

**Juwelier Hillmann**  
Breslau 1, Ohlauer Straße 1

des Leidens in ihrem Höhepunkt ohne jede literarische Hilfe vorstatten geht, wird dem Herausgeber sicher bekannt sein. Die geistlichen Seelsorger unseres Volkes werden immer bedenken mögen, daß Trostbringen die delikateste Angelegenheit ist. Auch ihnen sei dieses Buch warm empfohlen. Kurt Ahlenfeld sagt sehr richtig im Leitwort: „denn zum Trost taugt nicht das Schwierige, sondern das Einfache.“

Band 14: Otto Brües, Otto Smelin, Friede S. Kraze, Axel Lübbe, Agnes Miegel, Brunno Nelissen-Haaken sind die Erzähler. Es sind große Erzähler in dem kleinen Bändchen „Der Augenblick“. Nelissen-Haaken gibt ein paar Striche aus seiner großen Bauernballade, die dem Schreiber dieser Zeilen als „Glück und Schicksal im Dorf Ueberlah“ bekannt ist. Smelin zeichnet einen schicksalsschwangeren „Augenblick“ im Leben eines jungen Menschen, in den alle wachen und lebendigen Menschen einmal hineingestellt werden.

Friede S. Kraze gestaltet ein tiefes Erlebnis aus dem Balkenland, aus jener Zeit, in denen die baltischen „Edelleute“, alle mit dem großen Adel der Seele, den roten Volschwewisten zeigten, wie der letzte „Augenblick“ gelebt wird. Die anderen Erzähler sind mit Namen genannt worden. Auch dieses Bändchen empfehlen wir gern.

Seidel.

**Ernst Moritz Arndt: Volk und Staat.** Seine Schriften in Auswahl herausgegeben von Dr. Paul Requadt (Kröners Taschenausgabe Bd. 117). Leinen 3,25 RM. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

„Es gibt“, so sagt Arndt, „in jedes Volkes Geschichte etwas Ewiges und Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgegeschichten hinstellt und das im gebildeten Zustand nur bei außerordentlichen Menschen

und Verhängnissen erscheint.“ Arndt beschwor lebenslang dieses Ewige der deutschen Seele. Das „Reich“, das er verkündete, war keineswegs das 1871 errichtete Kaiserreich, als dessen Sprecher oberflächliche Historiker ihn bisher gern ausgaben. Das „Reich“, für das er sich als revolutionärer Vorkämpfer einsetzt, ist auf die ewigen Fundamente der „Deutschheit“ gegründet, es ist nicht nur eine konstitutionelle „Zusammenfassung“ der deutschen Länder; denn Arndt will eine echte Volksordnung. Die vorliegende, von Paul Requadt besorgte Ausgabe hebt diesen Kern des Arndtschen Schaffens heraus und stellt uns damit einen bedeutenden deutschen Denker und Politiker vor, der zu den Führern jenes Deutschlands gehört, das uns Heutigen die „deutsche Revolution“ gebracht hat. Die sehr gut ausgewählten und durch eine ausführliche Studie über die Persönlichkeit Arndts zusammengehaltenen Stücke handeln vom „nordischen Menschen“, von der „Volklosigkeit“ des geistigen Menschen“ und von der Gebundenheit des einzelnen in der Volksgemeinschaft. Arndt spricht vom deutschen Staat und vom ständischen Aufbau dieses Staates, er spricht vom Bauerntum und von seiner politischen Stellung innerhalb der Nation. Er spricht aber auch von der „Gestaltlosigkeit“ des deutschen Volkscharakters, und gerade dieses Kapitel bedeutet für uns eine erste Mahnung zur zielbewußten Arbeit an uns selbst, damit das „deutsche Gemeingefühl“ so weit wachse, daß es der Mutterboden einer neuen Religiosität werden kann; denn: „ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für eine Sache, ... das ist die Religion unserer Zeit: durch diesen Glauben müßt ihr einträchtig und stark sein, durch diesen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die Pflicht der einzig höchsten, und hoch über den Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben.“

Dr. phil. Georg Adolf Narcisj.

**Carl R. Raswan: Im Land der schwarzen Zelte.** Mein Leben unter den Beduinen. Mit 72 Aufnahmen des Verfassers. Ullstein-Verlag. Berlin. 156 Seiten. Leinen 5,80 RM.

Das Land der schwarzen Zelte ist Arabien, jene geheimnisvolle Halbinsel, die etwa halb so groß ist wie die Vereinigten Staaten von Amerika, die die Wiege einer Weltreligion ist, auf der es große volkreiche Städte und unendliche einsame Wüsten gibt. Von dem Wüstengebiet im Norden Arabiens und seinen stolzen Bewohnern, den Beduinen, erzählt uns Carl Reinhard Raswan in seinem Buch. Er hat vor und nach dem Kriege lange unter ihnen gelebt und war der Freund und Blutsbruder eines jungen Häuptlings aus dem Stamm der Nuala. Frisch und anschaulich erzählt er von dem Leben der Nomaden, das nach uralten ungeschriebenen Gesetzen geregelt ist, von Jagden auf Strauße, Leoparden und Gazellen und von Kriegs- und Raubzügen. Die Lebensgrundlage des Beduinen ist das Kamel. Edle Kamels und edle Pferde sind sein Reichtum und sein Stolz, voller Verachtung blickt der echte Beduine auf den ackerbauenden Fellachen, der auf Eseln reitet. Mit seinen großen Herden aber ist er abhängig von Wasser und Weide, und wenn beides zu Ende geht, dann setzt sich der ganze Stamm mit hunderttausenden von Kamelen und Pferden in Bewegung um neue Weideplätze zu suchen oder zu erkämpfen. Auf diesen Zügen fordert die Wüste oft ungeheure Opfer an Menschen- und Tierleben, die der Beduine mit unerschütterlichem Gleichmut hinnimmt.

Der Verfasser betont im Vorwort, daß er mit dem vorliegenden Buche keine wissenschaftlichen Ziele verfolgt. Er bringt deshalb auch nur sehr wenig von der Geschichte und der gegenwärtigen politischen Lage Arabiens, obwohl gerade das ein sehr interessantes Thema ist. Das große Erlebnis der fremden Welt mit stolzen Menschen und edlen Tieren, mit romantischen Zeltmächten und Kämpfen auf Tod und Leben aber wird in dem Buche wunderbar lebendig.

Besonders erwähnt werden müssen die Bilder des Buches. Es sind 72 eigene Aufnahmen des Verfassers von Szenen aus dem Nomadenleben, von prächtigen Beduinentypen und von rassistigen Pferden und Kamelen, die zum Teil von bezaubernder Schönheit sind. M. B.

**Tiger und Mensch.** Verlag Dietr. Reimer, E. Vohsen, Berlin.

Ein neues Buch von Bengt Berg!  
Das bedeutet eine höchst wertvolle Bereicherung unserer Tierliteratur! Denn Bengt

Berg ist ein unerreichter Meister der Beobachtungs- und Darstellungskunst in Wort und Bild.

In den ersten Kapiteln seines neuen Buches — unstreitig den schönsten — entrollt sich ein herrliches Bild vor unseren Augen. Bergs Schilderung des Dschungels ist eine wahre Symphonie des Urwaldlebens in seiner ganzen paradiesischen Schönheit. Alles Getöse flieht, wenn die gestreifte Majestät durch ihr Revier zieht.

Warme Liebe und unendliches Mitleid mit dem zum Krüppel geschossenen edlen Tiere spricht zwischen den Zeilen, als er von der Tigerin erzählt, der ein Schuß beide Vorderfüße zerlegt, die trotz rasender Schmerzen ihre Jungen nicht verläßt und die dann aus Mutterliebe und Hilflosigkeit — sie kann kein Bild mehr schlagen — zum „Menschenfresser“ wird. Fast rührend ist die Scheu, mit der sie immer wieder das Junge von dem toten Menschen fortjagt. Das kann nur jemand beschreiben, der ein überaus feines Einfühlungsvermögen hat, der das Tier nicht nur vom Standpunkt des „homo sapiens“ aus sieht, sondern in erbarmender Liebe sich hineinversetzt.

Liebevoll vertieft sich Bengt Berg in die Spuren des Tigerpärchens, was liebt er, der wahre Naturfreund, nicht alles daraus! Wie eingehend sind die Wohnheiten der Tiger, ihr Äußeres, Gestalt und Streifenzeichnung beobachtet! Es ist kein Zweifel, Bengt Berg ist der berufene Mann, uns die Natur in all ihrer Herrlichkeit zu vermitteln, ob es sich dabei um den Regentpfeifer oder den Tiger handelt, ist einerlei. In dieses Dschungelgemälde hineingesetzt sind die Menschen die mit dem Tiger in einer Landschaft wohnen, sie sind selbst ein Teil des Urwaldes in ihrer ganzen Natürlichkeit und Unzivilisiertheit. — Ueber die Bilder ist eigentlich kein Wort zu verlieren. Sie sprechen ihre eigene, lebendige Sprache; was sollten wir von Bengt Berg anderes erwarten, übertroffen werden kann er nicht, es sei denn, von sich selbst.

Dr. G. Scharf

**Wilhelm Heinrich Riehl, „Die Naturgeschichte des deutschen Volkes“,** in Auswahl; herausgegeben von H. Raumann und R. Haller, Leipzig 1934 bei Reclam.

Im neuen Reich hat die Volkskunde, die Wissenschaft vom Volke, endlich den ihr zustehenden Platz als selbständige Wissenschaft erhalten. Der erste, der dies forderte, war W. H. Riehl. Sein Vortrag aus dem Jahre 1858 „Die Volkskunde als Wissenschaft“ blieb wirkungslos, bis um 1890 Karl Weinhold die wissenschaftlich-volkskundliche

Arbeit begann. Niehls Hauptwerk ist die „Naturgeschichte des deutschen Volkes“. In drei Abschnitten — Land und Leute, die bürgerliche Gesellschaft, die Familie — zeichnet er ein wahrheitsgetreues und künstlerisches Bild vom Leben des Volkes.

Als Sozialpolitiker erkennt er mit scharfem Blick die Schäden und Schwächen der Zeit. Seine Voraussetzungen über die sogenannten „künstlichen Städte“ und über das „künstlich erzeugte Proletariat“ sind eingetroffen. Andererseits gibt er bereits geeignete Mittel und Maßnahmen an, dem drohenden Unheil zu steuern; das Aufbauprogramm der nationalsozialistischen Bewegung arbeitet mit seinen Mitteln. Es sind genau dieselben, die Niehl zur Erneuerung des wahrhaft völkischen Lebens für notwendig hält.

Die Überschrift des ersten Teiles „Land und Leute“ ist im Sinne völlig gleich dem Worte aus unserer neuesten Zeit: „Blut und Boden“. Erde und Mensch sind fest miteinander verbunden, der Mensch holt aus der Erde die Kraft, die Erde wiederum beeinflusst ihn nachdrücklich; die Völkschaften haben den sie beherrschenden Stämmen ihre Eigenart und ihr Gepräge gegeben.

Wenn man die Frage aufwerfen wollte: „Was hat Niehl uns zu sagen?“, dann kann man sie kurz beantworten: „Alles!“ — Unter den politisch bewußt denkenden Menschen kann man Niehl den ersten Nationalsozialisten nennen. Seine Worte bedürfen keiner Erklärung: „Das Studium des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang sein und nicht das Studium staatsrechtlicher Systeme. — Das Volk ist der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers sich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als Künstler Maß und Ordnung setzen soll. — Der Bauer ist die Zukunft der deutschen Nation. Unser Volksleben erfrischt und verjüngt sich fort und fort durch die Bauern. — In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volkstums lebhaftig in die moderne Welt herüber. — Die Sitte des Bauern ist ein lebendiges Archiv, ein historisches Quellenbuch von unschätzbarem Wert.“ Was anders als die Erbhofidee meinen die Worte: „Der echte Bauer kann das weicherzige moderne Erbrecht nicht begreifen, welches allen Kindern alles gibt, damit keins was Rechtes besitze.“ Hören wir weiter, welche Richtlinien Niehl der Staatsführung gibt: „Eine konservative (er meint nationale) Politik, die Bestand haben will in Deutschland, muß sich auf die Bauern stützen. — Dem Bauern seinen festen Besitzstand zu sichern, diesen da, wo er sich bereits zersplittert hat, wieder aufzurunden, ist eine der ersten Aufgaben nicht bloß für den Na-

tionalökonom, sondern geradezu für den konservativen Staatsmann. — Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke: so suche man denn auch, sich diese Macht zu erhalten!“ In Adolf Hitlers Bauernpolitik ist Niehls Mahnung Tat und Wirklichkeit geworden.

Die natürlich gewachsenen Stände des deutschen Volkes: Bauer, Adel und Bürgertum haben ihre eigentümlichen völkischen Aufgaben, in deren Erfüllung sie sich zum ganzen Volkskörper zusammenschließen.

Im dritten Teil über die Familie zeigt Niehl die Ursammenhänge zwischen Staatsform und Familie. Seine Ansicht von der Mitarbeit der Frau im Staate auf dem Weg über die Familie gilt heute wieder.

Für den Familienkundler ist das eingehende Studium dieses Abschnitts einfach unerlässlich.

Das ganze Werk bietet eine schier erschöpfliche Fülle volkskundlicher Werte: Aberglaube, Sitte und Brauch; Hausbau und -einrichtung, Hausnamen, -marken, -zeichen und -inschriften, um nur einige zu nennen. Wertvollste, tiefstehende Gedanken und Anregungen findet der Trachtenkundler und Namenforscher. Man darf ohne Übertreibung sagen: Hier findet jeder etwas.

Dank gebührt den Herausgebern, die Niehls Werk zu einem Volksbuch gemacht haben, ohne seinen Wert zu schmälern. Auch der Verlag Neclam hat sich darum verdient gemacht, indem er dem Werk eine würdige äußere Form gab, und nicht zuletzt — durch den wirklich geringen Preis, der hoffentlich recht vielen Deutschen die Anschaffung ermöglicht.

Dr. G. Scharf

**Ruth Storm: „Ein Mann kehrt heim“.**  
Ganzleinen 2,80 RM. Steuben-Verlag,  
Berlin SW. 68.

Ruth Storm zählt unzweifelhaft zu den vielversprechendsten dichterischen Kräften unserer Zeit. Die heute in Erscheinung tretenden jungen Talente schreiben mit dem Herzen. Diese Tatsache sichert ihren Werken den Widerhall im Volke. Ruth Storm besitzt die seltene Gabe, bis in die Tiefen der Seele zu steigen, um nun das innere Erlebnis künstlerisch zu gestalten. Ihre Erzählungen sind der Ausdruck deutscher Sinnesart und Haltung und deutschen Denkens und Fühlens. Zeitlos und doch an Blut und Boden gebunden, wenden sich diese Erzählungen nicht nur an den Erwachsenen, sondern auch an die Jugend, um ihr an der Hand unserer Zeit Einblick und Nachdenklichkeit für das Wesentliche im Menschen zu geben. Das Buch wird seinen Zweck, der Dichterin eine

Besegemeinde zu verschaffen, im vollen Umfang erfüllen, denn die Menschen, die sie gestaltet, sind blutdroll und lebenswarm und die Landschaft, die sie hinstellt, ist mit den sicheren Strichen einer Künstlerin gezeichnet. Alle ihre Erzählungen sind von einer lebens-echten, spannenden Handlung getragen. So schenkt dieses Buch nicht nur Unterhaltung, sondern auch ein Erlebnis, das zum Nach- und Weiterdenken anregt.

**Hoffmann:** „Der Dom zu Breslau“. Fran-kes Verlag, Breslau. Feinen 2,50 RM. Kartoniert 1,50 RM.

Die durchgreifende und großzügige Renovation des Breslauer Domes machte die Herausgabe eines neuen Führers zur Notwendigkeit, und Professor Hermann Hoffmann unterzog sich dieser schönen Aufgabe, einen solchen zu schaffen. Um es vorwegzunehmen: In den 200 Seiten des Buches ist in volkstümlicher Form eine derartige Fülle wissenschaftlichen Stoffes bearbeitet und geboten, daß das Werk in des Wortes eigenster Bedeutung als Führer durch unsere Kathedrale bezeichnet und die Anschaffung des Werkes — zumal bei dem geringen Preise — einem jeden aufs wärmste empfohlen werden kann.

Denn dem Katholiken, dem Dözesanen, ist der „Dom nicht nur das, was er dem Geschichts- und Kunstfreund ist; ihm ist er die Pfarrkirche des Bistums, die Kirche des Bischofs, der ihm ein Nachfolger der Apostel und ein Gesandter Christi ist“. In diesem Sinne werden wir von Hoffmann mit der Geschichte des Domes bekanntgemacht; vor unserm Auge erstehen die Gesehnisse während einer Zeit von Jahrhunderten, und mit Ehrfurcht schauen wir auf das von unseren Vorfahren geschaffene Werk. Liebevoll geht der Verfasser auf jede wesentliche Einzelheit ein; die angebauten Kapellen mit ihren Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten finden die gleiche Berücksichtigung wie die Hauptkirche mit ihrem Hochaltar. Altäre, Grabsteine, Bildwerke und der Domschatz werden eingehend gewürdigt und sachmännisch beschrieben; ein reiches Bildermaterial — 38 Illustrationen — trägt zum Verständnis des Geschriebenen in hohem Maße bei. Der Renovator des Dommern, Paul Meyer-Speer, verfaßte das Schlußkapitel über Ziele und Wege der Renovierung. Alles in allem: ein Werk, das jedem Dombesucher viel Freude bereiten und Anregung bieten wird. Die Ausstattung ist vorzüglich, es wurde Kunstdruckpapier verwendet.

## Otto Müller - Gedächtnis zum 60. Geburtstag

Ausstellung der Galerie Möller, Berlin

Der feinsinnige Kunstsalon Möller brachte uns vor kurzem Nolde'sche Kunst in ausgesucht feinen Werken, wenn er jetzt den Breslauer Otto Müller bietet, so möchte ich in demselben Schaffen die kongeniale Größe sehen. Indes war Nolde vielen noch etwas überraschend Neues, so bedeutet uns diese Müller-Ausstellung ein Zurück zu einem nun nicht mehr verkannten Meister. Ein offenes Bekenntnis zu ihm aus dem Kreis begeisterter Schüler heraus, die ihrem Lehrmeister alles verdanken, wie aus einem großen Kreis von Kunstfreunden, die in Müllers Werk ebenso sehr das technische Können wie die wunderbare Beseeltheit bewundern. Breslau aber darf sich neu seines großen Meisters rühmen.

Müllers Pithographien lassen ja die Art des Zeichnerischen am leichtesten erkennen. Diese fabelhafte Erfassung des Motivs in seiner Körperlichkeit in wenigen markanten Strichen, die aus sich heraus die volle Plastik gebären. Diese Einfachheit, dieses Sichbescheiden ist künstlerische Größe. Je mehr diese Form bei Müller zu Eigenart und Eigensinn wird, desto mehr weist der Rhythmus solcher Linie aus sich selbst von der Form zu der Inwendigkeit, zu jenem Selbsteigenem, das wir das Seelenhafte, die Seele der Kunst heißen. Nur von der Linie, der Zeichnung aus und ihrer Größe kann man dann auch den

Maler Otto Müller verstehen, dessen Farben zunächst wieder ein naturgebundenes Sichbescheiden bedeuten. Ein mattes Grün, ein Gelbbraun, ineinandergewebt mit graublauem Faden — das immer wiederkehrende Grundmotiv, aus dem dennoch glühender Farben Leuchtkraft entspringt. Das leuchtende Gold der Sonnenblume, die aus dem Grün hervorlächenden roten Dächer, das flackernde Rotlicht, das das Feuer auf die braunen nackten Zigeunerinnen wirft, das glutende Rot, in dem die Seele des Hindumädchens förmlich verbrennt.

Die vielfachen Zigeunermotive sind für Müllers Schaffen und Wesen uns heute äußerst aufschlussreich. Wir sehen in dieser Vorliebe nicht das Negative, nicht das Heimatlose, sondern genau das Gegenteil. Trieb es Müller immer wieder zu den Zigeunern, so nicht nur deswegen, weil er ein Unsteter, ewig Suchender war, sondern deswegen, weil er im freien Zigeunertum mit all seinen Sehnsüchten letzte, tiefste und wahrhaftigste Naturverbundenheit fand — sie ward ihm das Pfund, mit dem er um seine Kunst wucherte.

Hermann Bouffet, Zillerthal

Anmerkung: Bei dem Hinweis auf die neuen Bände der schlesischen Bibliographie im Dezemberheft blieb ein Titel: Herbert Gruhn, Bibliographie der schlesischen Kunstgeschichte (VI. 1. Geh. 12,50 RM.) unerwähnt.

### Spezial - Augengläser - Institut



Fachmännisch angepaßte  
Augengläser in bester  
preiswerter Ausführung!

**Robert Schwarzer**  
Dipl.-Optiker (Alte) Taschenstr. 6

### Ernst Wiegner

Elektrische Licht- und Kraft-Anlagen  
Reparatur elektrischer Maschinen und Apparate

**Breslau 13**

Kaiser-Wilhelm-Straße 8

Fernruf 31786

### Elektr. Anlagen

Heiz- u. Kochapparate  
Beleuchtungskörper

**Radio**

liefert preiswert

**Herbert Lück**

**Breslau**

Hummerei 18

Telefon 55272

**BRESLAU I REUSCHESTR. 1142**  
ff. Autotypen  
Strichätzungen

**74.59670**

Holzschnitte  
Zeichnungen

Decorationen  
Stores  
Tapeten

**Schneider & Wolf**

Stoffe für  
Decorations  
und Bezug

Tel. 27185

Breslau 1, Schweidnitzer Straße 21/22

Tel. 27185